Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 4 — Marburg i. H., den 26. Januar — 1911

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh

Inhalt: Sonnenhunger — Werden die sittlichen Vorschriften Jesu durch seine Parusiegedanken derart beeinflußt, daß sie an Wert für unsere Zeit verlieren? Erste Hälfte — Persönlich-Praktisches aus der Dogmatik. 7. Die Fürbitte — Rom und der Orient. Zur innerkatholischen Lage. Erste Hälfte — Der Sitz des Chutuktu. Reisebriefe aus Asien. Vierter Brief. — Karl Schönherr — Verschiedenes: Fröhlich soll mein Herze springen; Noris (Pöhlmann); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Sonnenhunger

Gott, der da hieß das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben. 2. Kor. 4, 6.

Kann es etwas Wunderbareres geben als das Aufflammen des Lichts aus der Dunkelheit? Als Haydn bei der ersten Aufführung seiner „Schöpfung“ an die Stelle kam: „Und Gott sprach: Es werde Licht!“ worauf der Chor mit verhaltenem Atem und in pochender Erwartung des Ueberwältigenden fortfährt: „Und — es — ward“ — und wo dann bei dem Worte „Licht“ alle Stimmen der Menschen und Instrumente in einem plötzlich einsetzenden Fortissimo das hehre Wunder des Hervorleuchtens des Lichts aus der Finsternis bejubeln, da soll er selbst von dem, was er in Tönen zu schildern versucht hatte, so mächtig ergriffen worden sein, daß er den Taktstock niederlegte und ausrief: O Gott, wie bist du groß! — Und doch ist das erste Aufleuchten einer noch ungestalteten Welt nur ein schwaches Vorspiel des höchsten Wunders, das Gott vollbrachte, als er in der Sendung Jesu zeigte, was der Abschluß und die Krone der Schöpfung sein sollte, nämlich der Mensch, der ganz von Gott durchleuchtet ebenso sehr die unendliche Liebe Gottes wie auch die Herrlichkeit des von ihm der Menschheit zugedachten Wesens offenbarte. Von dem Eindruck dieses Wunders auf empfängliche Gemüter kann nur gestammelt oder nur in Vergleichen und Bildern geredet werden.

So erzählt Selma Lagerlöf die Legende von der Reise des Abtes von Oeved, dem ein wildes Weib von den Wundern der heiligen Nacht im Göinger Bergwald berichtet hatte. Mit einem Laienbruder ritt er dorthin. Da erlebte er nun, wie eine Lichtwelle nach der anderen in den dunkeln Forst hereinflutete. Die Schneedecke verschwand, wie wenn ein Teppich sacht hinweggezogen würde. Die vom Eis befreiten Quellen und Bäche rauschten. Der Waldboden begrünte sich. Vögel mit wundersam glänzendem Gefieder erfüllten die Luft mit ihrem Gesang. Alle Samen, die aus den fernsten Erdstrichen hieher getragen zu sein schienen, keimten und es wuchsen Blumen von so schöner Gestalt, so leuchtenden Farben und so berückendem Duft vor dem staunenden Blick empor, daß die Seele schier vergehen wollte vor Freude. Ganz deutlich spürte der Abt, daß sich in die Stimme der rauschenden Bäume, der murmelnden Bergwasser und der zwitschernden Vögel die Musik einer anderen Welt mischte, deren Boten den Wanderer umschwebten. Auf der Erde weilend kostete er alle Freuden des Paradieses. Der Laienbruder aber meinte, das alles könne nicht mit rechten Dingen zugehen und es sei ein Teufelsspuk. Darum trieb er die Waldtaube, die sich auf seine Schulter setzen wollte, mit den Worten zurück: Zeuch du zur Hölle, von wannen du gekommen bist! Da floh das Licht und die milde Wärme in unsäglichem Schreck vor der Kälte und Finsternis in einem Menschenherzen. Der Abt aber, der sah, wie in diesem Augenblick der rauhe Winter wieder von dem Walde Besitz ergriff, der noch eben in sommerlicher Schönheit erblüht war, fiel tot zur Erde, weil er den Verlust der einmal gekosteten Seligkeit nicht ertragen konnte.

Das ist gewiß, wer einmal etwas gesehen hat von der Seelenschönheit Jesu und in ihr etwas ahnte von der uns zugedachten Herrlichkeit, der wird von einem Hunger nach dem Lichte ergriffen, der durch nichts Anderes mehr befriedigt werden kann. Das ist der Sonnenhunger unsrer Seele, daß wir fühlen, es muß etwas von Jesu Reinheit in uns übergehen, ein Strahl seiner Hoheit muß uns adeln, ein Fünkchen seiner Liebe muß unser Inneres entzünden. Die Sehnsucht nach Jesus ist das Heimweh nach der noch schlummernden Herrlichkeit unserer Seele, die Liebe zu ihm ist das Verlangen nach unserm aus geheimen Tiefen zur Erscheinung drängenden Ich. Das Dunkle in uns streckt sich nach seinem Lichte aus, das Leere in uns nach seiner Fülle, unsre Armut nach seinem Reichtum. Alle Verheißungen fließen zusammen in eine einzige Seligpreisung: Selig sind, die nach der Sonne hungert; denn sie sollen Kinder des Lichtes werden! C G

Werden die sittlichen Vorschriften Jesu durch seine Parusiegedanken derart beeinflußt, daß sie an Wert für unsere Zeit verlieren?

„Es ist ganz unmöglich nach den christlichen Geboten zu leben, und wo kämen wir da auch hin?“ Sprach der Mann, der dies zu mir sagte, nicht die Ansicht der Durchschnittschristen in der Laienwelt unserer Tage aus? Und hat er nicht recht? Was könnten die Geistlichen, die berufenen Verteidiger der christlichen Ethik, darauf erwidern? Befinden sie sich doch selber in einer nicht geringen Verlegenheit, wenn sie eine solche Vorschrift Jesu, wie z. B. „Verkaufe alles, was du hast, und gibs den Armen“, der Gemeinde, besonders einer reichen Gemeinde, plausibel machen wollen, ohne diesem Wort etwas von seiner Wucht und seiner Herbigkeit abzuziehen. Und würden sie etwa selber diese Forderung strikte erfüllen? „Unmöglich“, so werden auch sie sagen und hinzusetzen: „wo käme man da hin, wo bliebe unsere Gesellschaft und unsere Kultur, wenn alle so täten und das Kapital, diesen nervus rerum und Kulturfaktor ersten Ranges, preisgeben würden.“ Und doch trifft jene Forderung alle Besitzenden und nicht bloß den reichen Jüngling. Das soll man sich doch nicht verhehlen angesichts des Urteils Jesu über die Reichen im Allgemeinen: „Wie schwer werden die Reichen in das Reich Gottes kommen! Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme.“

Dieses eine Beispiel zeigt schon zur Genüge, wie schwierig die Frage nach dem Wert der sittlichen Vorschriften Jesu für unsere Zeit dem erscheint, der einerseits ihre Erfüllung zur Zeit für unmöglich und unersprießlich halten muß, andererseits aber — und das möchten auch wir — an ihrem Ewigkeitswert, ihrem Allzeitswert, festhalten will. Eine befriedigende Lösung dieser Frage erscheint um so aussichtsloser, als schon dem Laien, der die Bibel aufmerksam liest, auffallen muß, daß Jesus sich mit Parusiegedanken getragen hat, d. h. das Erscheinen des Messias in seiner Herrlichkeit zum Gericht und damit das Kommen des vollendeten Gottesreiches in Bälde erwartet hat. Nur auf eine Schriftstelle sei hingewiesen. Luk. 9, 26 und 27 heißt es: „Wer sich aber mein und meiner Worte schämet, des wird sich des Menschen Sohn auch schämen, wenn er kommen wird in seiner Herrlichkeit und seines Vaters und der heiligen Engel. Ich sage euch aber wahrlich, daß Etliche sind von denen, die hie stehen, die den Tod nicht schmecken werden, bis daß sie das Reich Gottes sehen.“ Es ist nun von vornherein klar, daß solche Parusiegedanken nicht ohne Einfluß auf die sittlichen Vorschriften Jesu geblieben sein können, die ja unstreitig im Hinblick auf die bevorstehende Parusie gegeben sind. Wir aber leben nicht in der Erwartung einer nahen Parusie; so scheint es denn, daß die von den Parusiegedanken beeinflußten sittlichen Vorschriften Jesu für unsere Zeit an Wert verlieren, vielleicht ganz wertlos sind. Es scheint so, aber es ist nicht so. Im Folgenden wird der Nachweis erbracht werden, daß die sittlichen Vorschriften Jesu, trotzdem sie von seinen Parusiegedanken beeinflußt sind, ja gerade weil sie es sind, ihren vollen Wert haben für unsere Zeit und alle Zeiten, und zwar nicht bloß für die menschliche Gesellschaft, sondern auch für den Einzelmenschen unserer Zeit und aller Zeiten.

1

Wir fragen zunächst: Welches war denn das beeinflussende Moment, das in den Parusiegedanken Jesu steckte, und welches der Einfluß selber, den seine sittlichen Vorschriften durch dieses Moment erfuhren?

Mit Recht haben wir schon einen Gegensatz vermutet zwischen: Parusiegedanken und unsere Zeit. Inwiefern liegt da ein Gegensatz vor? Insofern, als die Parusie einen Zeitpunkt darstellt, unsere Zeit aber einen Zeitraum, eine Periode. Der Herr, dessen Gedanken unverwandt auf den Zeitpunkt der Parusie gerichtet sind, kennt keinen Zeitraum mehr. Die Zeit als Zeitraum ist ihm erfüllt, erfüllt mit den Verheißungen der Schrift von dem Gottesreich, das nun kommt. Die Zeit, die bis dahin noch verstreicht, gilt dem Herrn nur insofern etwas, als sie eine Vorbereitungszeit ist für den Zeitpunkt der Parusie, die der Herr in Bälde erwartet, wenn er auch Tag und Stunde nicht genau bestimmen kann, denn „von dem Tage aber und der Stunde weiß Niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater“. Daß diese Erwartung der nahen Parusie sich nicht erfüllte, kann uns nicht bedrücken. Vielmehr segnen wir diese wenn auch unerfüllte Erwartung, gab sie doch mit den Anstoß zur Entwicklung der gewaltigsten und segensreichsten Persönlichkeit, die es auf Erden gegeben hat. Hier aber liegt nichts daran, ob der Herr die Parusie bald oder nicht so bald erwartete. Daß er mit seinen Gedanken an dem Zeitpunkt der Parusie hing und für einen Zeitraum, in welchem sich die Menschheit entwickelt, nichts übrig hatte: das ist hier das Entscheidende, das ist das beeinflussende Moment, das einen ganz außerordentlichen Einfluß ausüben mußte auf seine sittlichen Vorschriften, das ihnen, wie wir näher erkennen werden, einen zeitlosen, unsozialen, in der Wirkung sogar antisozialen und zugleich einen strengpersönlichen, auf die geistige Seite des Menschen gerichteten Charakter aufprägen mußte.

Was konnte denn dem Herrn daran liegen, mit seinen Vorschriften die Werte einer dem Untergange geweihten Zeit zu pflegen, als da sind: Erwerb und Besitz, Ehre und Recht, Familie und Staat? Sie starben ja hin mit der sterbenden Zeit. Das waren aber alles soziale Werte, Stützen der Gesellschaft, und sind es heute noch. So konnten denn die Vorschriften Jesu, wie sie des zeitlichen Charakters entbehrten, nun auch keinen sozialen Charakter an sich tragen. Wahrlich, der Herr war kein Sozialist, und wenn Friedrich Naumann auf dem steinigen Wege von Nablus nach Jerusalem, den Jesus, soviel wir wissen, zweimal betreten hat, zu dem Schluß kommt: „Jesus ging und ritt auf solchen Wegen, ohne etwas für ihre Besserung zu tun!“, so müssen wir Naumann Recht geben. Und wenn er dann fragt: „Hatte er unser Kulturideal? Hatte er überhaupt ein Kulturideal?“, so müssen wir das verneinen. Ja, wenn Naumann die Frage aufwirft: „Wollte er der Armut Palästinas abhelfen, oder wollte er nur die äußersten Mißstände durch Almosen und Wunder heilen?“, so sage ich: Nicht einmal das Letztere! Wohl hat Jesus das soziale Elend seiner Zeit gesehen und empfunden, aber mit dem frohen Ausblick: Das alles wird ein Ende haben mit der endenden Zeit. „Selig seid ihr Armen; denn das Reich Gottes ist euer. Selig seid ihr, die ihr hie hungert; denn ihr sollt satt werden. Selig seid ihr, die ihr hie weinet, denn ihr werdet lachen. Wohl hat Jesus geboten, den Armen zu geben, aber nicht so sehr, um ihre Not zu stillen, als um einen Schatz im Himmel zu haben, um sich Freunde zu machen mit dem ungerechten Mammon, „auf daß sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten“.

Wie fest der Herr sein Auge gerichtet hat auf den Zeitpunkt der Parusie, wie fern er stand seiner Zeit und der Gesellschaft seiner Zeit, geht auch aus seinem Wirken hervor. Das „Verlorene“, das er zu suchen und zu erretten gekommen war, ist ihm nicht die Menschheit als ein Ganzes, nicht die menschliche Gesellschaft, auch nicht eine Schicht dieser Gesellschaft, etwa nur die Armen — auch der reiche Jüngling ist ihm ein Gegenstand seiner Seelsorge —, auch nicht ein Volk, sondern die einzelne Menschenseele. An den Einzelnen und seine über Alles wertvolle Seele haben sich seine Vorschriften gewandt. Alle sozialen, und mithin auch nationalen, Schranken übersehend konnte er nun Allen ein Helfer sein: den Reichen wie den Armen, den Weisen und Klugen wie den Unmündigen und Kindern, den Starken wie den Schwachen, den selbstgerechten Pharisäern wie den Zöllnern und Sündern, den verlornen Schafen aus dem Hause Israel wie dem Hauptmann von Kapernaum und dem kananäischen Weibe. Ueber der Zeit stehend und über der menschlichen Gesellschaft hat er auch keine organisierte Kirche gegründet, keine Kirchen-Verfassung und -Gesetze erlassen. Alle die Gebote, die er gab, auch das der dienenden Liebe, waren nicht Statuten eines Vereins, sondern Wegweiser für den Einzelnen, wie er in das Reich Gottes kommen könne. Individualismus, nicht Sozialismus tritt uns in seinem Wirken entgegen.

Ja die sozialen Werte hat er nicht nur nicht gepflegt, er hat sie entwertet, weil sie Herz und Sinne abzulenken drohten von dem Zeitpunkt der Parusie und der Vorbereitung darauf. Bekämpft hat er das Erwerben und Besitzen, die Ehr- und Rechtsbegriffe, die Familie und den Staat. Man könnte den Herrn antisozial nennen, wenn er, der lediglich an die Parusie dachte, überhaupt die societas humana beachtet hätte, die in der Zeit sich fortentwickelt. Aber er kennt sie nicht und bekämpft sie nicht mit Bewußtsein, er kennt nur eine Generation: „dieses Geschlecht“, und „dieses Geschlecht“ wird vergehen. Dem drohenden Verderben soviele Seelen als möglich zu entreißen, das sieht er als seine Aufgabe an, dazu sendet er die Siebzig aus, dazu spricht er zu seinen Jüngern: „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter; darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende“, dazu bekämpft er die seelengefährdenden sozialen Werte, aber nicht aus einem antisozialen Trieb, wenn auch seine Vorschriften antisozial wirken mußten.

2

Wenn wir uns nun in die Parusiegedanken Jesu hineinversetzen, mit ihm das Auge nur auf jenen Zeitpunkt richten, mit ihm die Zeit vorher nur als eine Vorbereitung ansehen, nicht aber als eine Entwicklungszeit der menschlichen Gesellschaft, und nun auch die sozialen Werte nur auf ihre Seelengefährdung hin betrachten: dann erst werden uns seine Vorschriften verständlich. Dann nimmts uns nicht Wunder, wenn Jesus sagt

vom Erwerb und Besitz: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden"; „Verkaufe alles, was du hast, und gibs den Armen"; „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon"; „Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will." Wir begreifen es, wenn er sagt von Ehre und Recht: „Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel, sondern so dir Jemand einen Streich gibt auf deine rechte Backe, so biete die andere auch dar. Und so Jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem lasse auch den Mantel. Und so dich Jemand nötigt eine Meile, so gehe mit ihm zwei." „Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen." Wir stoßen uns nun auch nicht an den so hart klingenden Worten über die Familie: „So jemand zu mir kommt, und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Bruder, Schwester, — der kann nicht mein Jünger sein," und zu dem, der seinen Vater begraben wollte: „Laß die Toten ihre Toten begraben; gehe du aber hin und verkündige das Reich Gottes," und zu dem, der von den Seinen Abschied nehmen wollte: „Wer seine Hand an den Pflug leget, und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes." Ja auch das kann uns nicht mehr befremden, daß Jesus in bildlicher Rede den Verzicht auf das Geschlechtsleben und damit auf die Ehe, wenn auch nicht allen gebietet, aber doch einzelnen heroischen Naturen anempfiehlt: „und sind Etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben, um des Himmelreichs willen." Ebenso erklärlich müssen uns die Aeußerungen Jesu über den Staat erscheinen, wenn er die Herrschermacht und Herrschertätigkeit in direkten Gegensatz stellt zum rechten Verhalten der Jünger: „Die weltlichen Könige herrschen, und die Gewaltigen heißet man gnädige Herren. Ihr aber nicht also, sondern der Größte unter euch soll sein wie der Jüngste, und der Vornehmste wie ein Diener"; ferner, wenn der Herr eine reinliche Scheidung will zwischen bürgerlichen und religiösen Pflichten, wobei man eine gewisse Gleichgiltigkeit gegen die bürgerlichen Pflichten herauslesen kann, wie denn das Wort: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" wohl mit einem geringschätzenden Ton gesprochen zu denken ist. Wenn endlich der Herr die Liebe zu Leib und Leben bekämpft: „So aber deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, so haue ihn ab und wirf ihn von dir, und so dich dein Auge ärgert, reiß es aus und wirfs von dir", ferner: „Wer sein Leben erhalten will, der wirds verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wirds erhalten", so ist dies wie alles Andere zu verstehen von dem oben gezeichneten Standpunkt aus, auf den die Parusiegedanken den Herrn gestellt haben. Daraus ist auch der bemerkenswerte Umstand herzuleiten, daß wir gar keine Spezialvorschriften finden zur Aufhebung des sozialen Elends wie zur Förderung des sozialen Wohls.

Angesichts dieser Ethik, die nur einen Zeitpunkt ins Auge faßt, aber einen Zeitraum ignoriert, die den Menschen als ein Gesellschaftswesen nicht kennt, sondern nur als ein seelisches Individuum, müssen wir es aussprechen: Jesus hat seine sittlichen Vorschriften für keinen Zeitraum gegeben, weder an sein Zeitalter gedacht, noch an die Zeitperiode, in der wir leben. Es kann das nicht stark genug betont werden, denn so negativ, so unfruchtbar diese Ansicht erscheint, so verspricht doch nur sie einen positiven Gewinn, eine vollbefriedigende Lösung der Frage nach dem Wert der sittlichen Vorschriften Jesu für unsere Zeit.

Man wird vielleicht geneigter sein, dem zuzustimmen, wenn man Folgendes erwägt: Gesetzt, der Herr hätte bei seinen Vorschriften einen bestimmten Zeitraum im Auge gehabt, etwa unser zwanzigstes Jahrhundert, und für dieses eine soziale Ethik gegeben, darin z. B. die Arbeiterfrage gelöst, so würde diese Ethik zwar für unser Jahrhundert ganz gut passen, aber für das neunzehnte wäre sie verfrüht und im einundzwanzigsten veraltet. Man denke an die vielen längst veralteten Bestimmungen des mosaischen Gesetzes! Befindet sich doch das gesellschaftliche Leben in einer fortwährenden Entwicklung. Einfache soziale Fragen differenzieren sich in viele, ja ganz neue Fragen tauchen auf. Nun, Jesus hat keine soziale Ethik für das zwanzigste Jahrhundert verfaßt, die Vorschriften, die er gegeben hat, hat er nicht für unsere Zeit gegeben, überhaupt für keinen Zeitraum, sondern für einen Zeitpunkt. Und es ist gut so. Denn so paradox das auch lauten mag: Sollen die sittlichen Vorschriften Jesu für alle Zeiten von Wert sein, so müssen sie zeitlos sein, d. h. für keine Zeit gegeben sein. —

Fortsetzung folgt — Walter Doering

Persönlich-Praktisches aus der Dogmatik

Ueber den Sinn dieser dogmatischen Betrachtungen vgl. 1910, 43: 1. Zur Verständigung

7. Die Fürbitte

„. . . Mit der Ausführung über den lebendigen Gott bin ich weiter hin einverstanden, als Sie vielleicht vermuten. Denn von jeher waren auch mir die Umdeutungen zuwider, die Viele am Tatbestand des Gebets deshalb vornehmen, weil er das besprochene Rätsel einschließt, das sie für unlösbar halten. Gegen dieses Verfahren habe ich, an die Beobachtung der Vorgänge von meinem Wissensgebiet aus gewöhnt, stets Abneigung empfunden. Die wissenschaftliche Aufgabe ist doch überall zuerst die, festzustellen, was ist; in unsrem Fall also, was der wirkliche Beter Beten heißt. Und daß dies in der Hauptsache richtig aufgefaßt ist, daran zweifle ich nicht. Demgemäß auch daran nicht, daß das Beten, welches man im strengen Sinn des Worts so heißen kann, aufhören würde, wenn sich nachweisen ließe, daß damit etwas Unvernünftiges behauptet werde. Ja unser Einverständnis geht noch weiter. Ich erkenne die entwickelten Gründe an, warum wir diesen Vorwurf ablehnen dürfen. Auch ich halte den angedeuteten Weg der Lösung für den richtigen; für richtiger als die zunächst imponierendere Versicherung, daß gar keine wirkliche Schwierigkeit vorliege. Ihr gegenüber, das gestehe ich, wäre mir, wieder von meinem Wissensgebiet aus, sogar der nun auch bei uns Schule machende amerikanische »Pragmatismus« willkommener; so sehr ist mir der Respekt vor den Tatsachen auch des religiösen Lebens eingepflanzt. Aber ich weiß wohl, was alles wir Deutsche preisgeben müßten, wenn wir uns bei diesem Lösungsversuch beruhigen wollten; doch zuletzt nichts Geringeres als den Wahrheitsgedanken selbst. Im Gefühl nun weitgehender Uebereinstimmung möchte ich ein Bedenken nicht zurückhalten, das mir selbst viel zu schaffen gemacht hat und von Andern mehr als einmal mir entgegengebracht worden ist. Ich meine die Tatsache, daß zu dem unverkürzten Tatbestand des Gebets in dem schlichten Wortverstand, worin wir eins sind, auch die Fürbitte gehört. Ist denn aber nicht die Fürbitte unvereinbar mit der Gerechtigkeit Gottes wie mit der Verantwortlichkeit des Menschen? . . ."

* * *

Gerne gehe ich auf einen so freundschaftlichen Appell ein, wenn nur, wie das letzte Mal hervorgehoben wurde, jeder Verdacht eines noch so leisen Anspruchs auf dogmatische Allwissenheit ausgeschlossen bleibt, herzlichste Abneigung dagegen vielmehr die gemeinsame Voraussetzung ist. Unter dieser Voraussetzung dürfen ein paar Worte über den Tatbestand selbst vorausgeschickt werden.

Es ist wirklich unleugbar, daß die Fürbitte zum vollständig aufgefaßten Tatbestand des Gebets gehört. Nicht nur von Jesus sind uns einzelne unvergeßliche Gebetsworte dieser Art aufbehalten, die durchaus den Eindruck machen, eben besonders leuchtende Strahlen eines ununterbrochen geübten Eintretens für die Andern zu sein. Jedermann weiß, welche Bedeutung die Fürbitte dem Apostel Paulus gehabt hat. Wiederholt spricht er von einem Mitkämpfen im Gebet, vom Anhalten und Wachen im Gebetsandenken. Zu der allgemeinen Mahnung der Pastoralbriefe, aller Menschen zu gedenken, sind besonders J. A. Bengels Bemerkungen in seinem Gnomon beachtenswert, weil sie zeigen, mit welcher Kongenialität jene Aufforderung nach so vielen Jahrhunderten erfaßt worden ist. „Für uns und Andere sollen wir dem uns zugeneigten Willen Gottes begegnen. Du

fragst, warum nicht mehr Menschen ihren Sinn ändern? Wir bitten zu wenig. Die das Heil erlangt haben, sollen eintreten für die noch ferner Stehenden. Geschähe dies, wie viel besser stünde es mit dem Menschengeschlecht!" Namentlich haben große Pädagogen die Kraft treuen Gedenkens vor Gott gerühmt, und zwar auch sie nicht nur den vom Betenden selbst auf Andere gewonnenen Einfluß, wie er in dessen eigener Sammlung und Stärkung begründet ist. Vollends bedarf es der Worte nicht, was für das Glaubensleben Luthers die Fürbitte bedeutet hat.

Sollen wir nun annehmen, solche Männer haben die obengenannten Bedenken nicht gesehen oder empfunden? Das ist schon deswegen unwahrscheinlich, weil sie keineswegs erst der modernen Weltanschauung entspringen. Unser freundlicher Gegner hat sie ausdrücklich von der Beziehung auf den Kausalgedanken im Sinn des schlechthin notwendigen Zusammenhangs alles Geschehens losgelöst. Ohne Beziehung zu diesem Gedanken aber gehören sie offenbar schon einem sehr einfachen Denken an. Dafür zeugt auch der Umstand, daß sie fast regelmäßig erhoben werden, wo überhaupt von solchen Dingen die Rede ist. Und so bewegen sich denn auch die zunächst aufgebotenen Gegengründe auf dem Boden primitiver Reflexion. Du fürchtest, hört man etwa einen schlichten Frommen aus dem Volke sagen, für die Gerechtigkeit Gottes, wenn er die Fürbitte frommer Eltern für ihre Kinder gnädig annimmt, Andern aber diese Wohltat versagt hat, fromme Eltern zu besitzen? Weißt du nicht, daß du mit einem Gedanken göttlicher Gerechtigkeit rechnest, der nicht nur in diesem Fall, der überhaupt im Blick auf die Wirklichkeit versagt? Mit andern Worten, die Unerforschlichkeit der Wege Gottes, das keineswegs gleiche Verhalten Gottes zu Allen will ein solcher Frommer gar nicht in Frage stellen; er weiß wohl, wie verschieden Gottes Gaben und Führungen sind. Nichtsdestoweniger bleibt er der Fürbitte treu, in der er ein hohes heiliges Recht sieht; aus welchem Grund, werden wir bald erkennen. Jenem anderen Zweifel aber, ob nicht die menschliche Verantwortlichkeit und Freiheit geschädigt werde, begegnet er, wiederum Besseres und Tieferes vorbehalten, mit einer verwandten Ueberlegung. Er macht die verwunderte Gegenfrage, ob denn nicht die Menschen, auch wenn es keine Erhörung fürbittenden Glaubens gäbe, tausendfach auf einander wirken, sich beeinflussen, ihre Verantwortlichkeit einschränken, ihre Freiheit begrenzen? Zudem das Alles auf unentwirrbar geheimnisvollen Wegen, selten bewußt und gewollt, viel häufiger durch unbewußte und ungewollte Wirkungen.

Aber freilich, man täte dem von der Kraft des fürbittenden Glaubens Ueberzeugten Unrecht, wollte man meinen, daß er mit solchen Ueberlegungen das Recht dieses Glaubens sicher zu stellen meine. Das sind nur vorläufige Antworten und kaum auch nur auf dem Boden gültig, auf den ihn die Gegner lockten und auf den er selbst ihnen mehr widerwillig folgte, um sie bereit zu machen, daß sie seine wahre Waffenrüstung erproben. Er ist sich darüber völlig klar, daß auf jenem Kampfplatz und mit jenen Waffen kein voller Sieg zu erringen wäre. Ihn selbst erfüllt ein ganz anderer Gedanke. Er sei wiederum so ausgedrückt, wie er im unmittelbaren Leben sich äußert. „Wir sind Mitarbeiter Gottes" lautet die alte, den ersten Christen immer neu nachgesprochene, nacherlebte Losung. Gott baut sein Reich durch seine Kinder, durch Menschen, die an ihn glauben, die aus diesem Glauben heraus lieben und deren Liebe zur gläubigen Fürbitte wie zur kraftvollen Tat wird. Im Glauben an die Herrschaft Gottes, die durch lebendige Menschen sich verwirklicht, welche Gott sich im Vertrauen untertan gemacht, damit er durch sie in Anderen herrsche, haben jene Zweifelsfragen keinen Raum. Oder vielmehr, sie tauchen freilich auf, aber nur um im lebendigen Anteil an dieser Herrschaft Gottes überwunden zu werden. Wohl stehen die Reichsgenossen verwundert vor der Frage, zu welchen Zeiten und auf welchen Wegen jetzt Uebergangene, Völker und Einzelne, von der Liebe Gottes gesucht und gefunden werden mögen; nicht weniger vor der andern, wie denn das Wirken Gottes, gerade auch sein Wirken durch ihr Wirken hindurch und eben zuhöchst durch ihre Fürbitte, mit dem menschlichen „ich will" auf die göttliche Lebensfrage „Willst du? Willst du endlich?" sich zusammenschließe. Aber diese Frage ist ihnen an dem Punkt, um den diesmal unsre Gedanken sich bewegen, in nichts drückender als sonst. Sie drückt sie überhaupt nicht, sondern ist ihnen Sporn zu treuerem Dienst in jenem Reich Gottes, Sporn insbesondere zu treuerer Fürbitte. In der höchsten Anwendung gilt hier das Wort: Arbeiten, als ob es kein Beten gäbe; Beten, als ob kein Arbeiten etwas vermöchte. Die größten Täter waren die größten Beter, auch in der Fürbitte. Nicht nur auf dem direkt religiösen Gebiet. Bismarck sagt in einem seiner unvergänglichen Briefe, daß er seinem König „bis zur Erschöpfung in treuer Pflichterfüllung diene"; in demselben Brief steht etwas von Fürbitte für einen nach seiner Ueberzeugung verblendeten politischen Gegner, und dem Deutschen Reich, für das er „bis zur Erschöpfung" wirkt, gilt auch das Gebet des Sterbenden. Der Glaube an den lebendigen Gott hat es eben immer und allenthalben mit Gott zu tun, als wirksamer Glaube nach außen wie als empfangender Glaube nach oben, und deswegen immer und allenthalben mit einer einheitlichen Welt, der Welt dieses Gottes, mag solcher Glaube in irdischer Arbeit an ihr sich mühen oder im Gebet Gottes Kraft für sie erbitten.

Was daran von Geheimnis bleibt, ist das Eine, stets hervorgehobene, dessen Vorhandensein wir im Glauben verstehen, sozusagen der irdische Schatten am Licht der Offenbarung, ohne den sie nicht die selige Offenbarung des Geheimnisses des ewigen Gottes wäre, die sie ist, und ohne den unser Glaube nicht Glaube an dieses Licht wäre. Das zeigt sich im Blick auf die Welt der Fürbitte gerade auch darin, daß alles, was vom Verkehr mit dem lebendigen Gott gesagt wurde (6. Stück), doppelt von der Fürbitte gilt. Vor allem daß sie nur ein Recht des demütigen Glaubens ist, dem jeder Gedanke an ein Gott-zwingen-wollen und ein Gott-nachrechnen-wollen fremd bleibt, daß sie aber gerade darin wirklicher Erhörung gewiß ist. Ein Wort aus Livingstones Tagebuch dürfte der schönste Ausdruck dieses Sinnes sein: „Ich danke dir, Gott, daß du mir erlaubt hast, für Afrika zu bitten." Th Häring

Rom und der Orient

Zur innerkatholischen Lage

1

Die Angelegenheit des Prinzen Max von Sachsen hat die Frage nach der Wiedervereinigung der orientalischen Kirchen mit Rom wieder einmal aktuell werden lassen, wie das von Zeit zu Zeit zu geschehen pflegt, ohne daß allzu starke greifbare Ergebnisse dabei zu Tage treten. Es handelt sich um ein uraltes Problem, das sich durch die Kirchengeschichte hindurchschleppt und wohl nie daraus verschwinden wird. Die Unterschiede zwischen orientalischem und okzidentalischem Christentum reichen bis in die ältesten Zeiten zurück, nicht immer scharf begrifflich festgelegt, oft genug nur empfunden, dann wieder durch die Wechselfälle der Geschichte auf die spitzesten theologischen Formeln gebracht. Schon im zweiten Jahrhundert kann Bischof Viktor von Rom in einem Streite über die Osterfeier die Exkommunikation der Kleinasiaten versuchen, und das Einhergehen des Abendlandes im Schlepptau des Morgenlandes, einst sichtlich dargestellt durch die große Traditionskette Kleinasien—Gallien—Rom, hört auf, die Differenzen vertiefen sich. Je mehr nun die Kirche sich zur Hierarchie auswuchs, zum selbständigen Staate, in dem die Macht regierte, desto mehr mußte es für die Frage der Trennung von Abendland und Morgenland entscheidend werden, ob sich im Orient ein Machtzentrum bilden würde, das sich konkurrenzfähig neben das abendländische Zentrum, Rom, stellen konnte. Ein solcher Mittelpunkt wird Konstantinopel. Langsam, nicht ohne Kampf, auch im Osten, wo Jerusalem und namentlich Alexandria starke Rivalen sind, kommt es hoch. Es besitzt seinen stärksten Rückhalt daran, daß es zugleich die Residenz des Kaisers ist; von vorn herein sind hier im Osten Kirche und Staat engstens an einander geknüpft. Kaum aber ist Konstantinopel als Hauptstadt für diesen Reichsteil gefestet, so beginnt die Reiberei mit Rom. Der dritte Kanon des Konzils von Konstantinopel 381

Zweite Auflage nach vier Wochen!

Heinrich Manesses Abenteuer und Schicksale

mitgeteilt

von Adolf Vögtlin.

Buchschmuck, Titel und Einband nach Entwürfen von Georg Belwe.

26 Bogen in Oktav. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—

Große Spannkraft des Erzählers hat man schon lange nicht mehr gelesen, als dies durch das [illegible] Aufzeichnungen eines Abenteurers zugrunde liegend, die Vögtlin bearbeitet hat.

Aarauer Nachrichten.

Dieses Buch ist ein Kunstwerk, bei der Bearbeitung des Herausgebers [illegible] Vögtlin hat die ihm übergebenen Blätter nicht umgeschrieben, sondern nur gesichtet.

Die Schweiz.

[illegible]

Literarisches Zentralblatt.

[illegible]

St. Galler Tagblatt.

Es ist ein [illegible] Adolf Vögtlin [illegible]

Neue Zürcher Zeitung.

[illegible]

Vossische Zeitung.

H. Haessel Verlag in Leipzig.

Zweite Auflage nach vier Wochen!

Heinrich Manesses
Abenteuer und Schicksale

mitgeteilt

von Adolf Vögtlin.

Buchschmuck, Titel und Einband nach Entwürfen von Georg Belwe.

26 Bogen in Oktav. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Etwas Spannenderes, Aufregenderes hat man schon lange nicht mehr gelesen, als diese durch fast alle Länder des Erdballs führende moderne Odyssee, der tagebuchartige Aufzeichnungen eines Verstorbenen zugrunde liegen, die Vögtlin bearbeitet hat. Aargauer Nachrichten.

Dieses Buch ist ein Unikum, da die Bemerkung des Herausgebers, es handle sich um Mitteilung von Tagebuchblättern, keine Fiktion ist, sondern der Wahrheit entspricht. Was wir vor uns haben, sind in der Tat die Aufzeichnungen eines vor kurzem aus dem Leben Geschiedenen; diese wildbewegten, in alle Tiefen und schließlich doch zur Höhe reinen Menschentums führenden Schicksale sind erlebt, und Vögtlin hat die ihm übergebenen Blätter nicht umgestaltet, sondern nur umgeschrieben. Die Schweiz.

Die tiefe Lebensstimmung, der Glaube an die Menschheit, an das Leben, erheben, neben den Vorzügen einer künstlerischen, auch zeitgeschichtlich abgerundeten Darstellung, diese an äußeren seltsamen Lebensschicksalen und inneren Lebenserfahrungen überaus reiche Erzählung weit über den Durchschnitt der biographischen Romane hinaus. Sie besitzt etwas von dem Humor, von dem der Dichter selbst sagt, daß er „seinen Saft aus der Selbstüberwindung bezieht, die unser wirksamstes Universalheilmittel ist." Literarisches Zentralblatt.

Man hat hier eines jener nicht gewöhnlichen Bücher vor sich, die der Neigung der großen Menge, von Irrfahrten und Abenteuern zu vernehmen, gerecht werden, ohne dabei irgendwie hinabzusteigen. In den Schicksalen des Schustergesellen, der auszieht, das Glück zu suchen und es nach Jahren in Rußland als Erzieher findet, steckt so viel lebendiges Beispiel, so viel treffliche Lebenslehre, daß man das Buch als wirkliche Bereicherung volkstümlicher Literatur ansprechen darf. St. Galler Tagblatt.

Es ist ein schönes Verdienst des Herausgebers Adolf Vögtlin, daß er die ihm überlieferten Tagebücher des Helden in genießbare, künstlerisch edle Form gebracht, sie in den entsprechenden Rahmen gefaßt und das Ganze der Welt überliefert hat als ein Denkmal der unzerstörbaren Macht des Guten im Menschen und als eine Bestätigung des Dichterwortes, das er dem Buche vorangesetzt hat: Auch noch aus der Hölle Tiefen führt ein Weg zurück zum Reinen. Neue Zürcher Zeitung.

Die Geschichte der Menschheit selbst spiegelt sich in den Schicksalen dieses einen Menschen und dem unendlichen Siege, den er über sich selbst, über den Dämon erringt, in dessen Gewalt er so lange schmachtete. Das Buch müßte ein rechtes Volksbuch werden. Aus diesen Bekenntnissen würde der Strauchelnde neuen Mut schöpfen und den Wert des Lebens und seiner Güter erkennen. Vossische Zeitung.

H. Haessel Verlag in Leipzig.

gibt dem Bischof von „Neu-Rom“ die „Ehrenrechte“ nach dem von Alt-Rom und ruft damit dort Eifersucht und Aerger hervor; das Konzil von Chalkedon 451 in Kanon 9 und 28 bestätigte das Erreichte und fügte Neues hinzu; der Kaiser sicherte die Oberstellung seines Hofbischofes vor allen Bischöfen des Ostens. Er hat ihn freilich nie selbständig werden lassen: der Kaiser bleibt sein oberster Herr, der Hofbischof darf nicht vergessen, daß seine Macht auf einer politischen Verknüpfung ruht. Roms Macht aber ruhte auf einem dogmatischen Anspruche, auf der Verheißung, vom Herrn an Petrus getan! Darum auch ist Rom in den furchtbaren Stürmen der Völkerwanderung nicht untergegangen, der Felsen Petri bestand die Probe; während der Byzantiner mit dem Staatsschiffe auf- und niedergeschaukelt wurde, bis schließlich der Kurs endgültig abwärts ging! Ansprüche auf Beherrschung des Orients hat Rom nie aufgegeben; es hat nach Triumphen gehascht über den Konkurrenten in Byzanz und hat sie auch gefunden, freilich nie, ohne von der zertretenen Schlange einen Stich in die Ferse zu bekommen. Das Dogma von Chalkedon, die Zweinaturenlehre, hat Rom durchgedrückt, und der Orient hat sich fast verblutet an der Durchführung dieser Lehre, die östlichem Empfinden ganz und gar nicht entsprach: hier wollte man physisch die Vergottung des Menschen, das Sehnsuchtsziel des Gläubigen, in Christus schauen, darum war die Einnaturenlehre, d. h. die Absorbierung der menschlichen Natur durch die göttliche, das Folgerichtige; in die abendländischen ethisch-religiösen Gedankenkreise fand man sich nicht. Unzählige Kompromißversuche zwischen hüben und drüben wurden gemacht; sie scheitern, wenn sie zu abendländisch sind, am Widerstande der radikalen Orientalen, und sind sie orientalisch empfunden, am Widerspruche Roms; der Riß aber zwischen Osten und Westen — das ist fast das einzige greifbare Ergebnis — vertieft sich. Nannte Rom sich die cathedra Petri, so trumpfte seit dem sechsten Jahrhundert Konstantinopel mit dem heiligen Andreas auf; der sollte der Gründer der christlichen Gemeinde zu Konstantinopel sein; Andreas aber war vor Petrus vom Herrn berufen worden (Joh. 1, 40 ff.), also rangierte seine Stiftung auch vor der des Petrus! Wenn der Byzantiner sich seit 588 „ökumenischer Patriarch“ nannte, und damit nur sagen wollte, daß er der Reichspatriarch sei, so übersetzte Rom den mißverständlichen Titel mit „Universalbischof“ und fand es anmaßend, daß der Bruder im Osten sich „Bischof über Alle“ nannte. Im dritten Viertel des neunten Jahrhunderts, unter dem Patriarchen Photius, kam es zum offiziellen Schisma (vorübergehend hatte es deren schon früher gegeben). Eine Enzyklika, mit der er zum Konzile nach Konstantinopel 867 einlud, wurde die magna charta für die Frage: Orient und Rom. Alle die Streitpunkte waren hier präzisiert, die Fragen des Rechtes und der Sitte: verschiedene Berechnung der Fasten, Gebrauch eines anderen Salböles, Duldung der Ehe bei den niederen Klerikern, und vor allem die Veränderung des hochheiligen Dogmas! Rom behauptete im Gefolge eines spanischen Brauches, daß der heilige Geist hervorgehe aus dem Vater und Sohne (ex patre filioque), damit war das Nizäno-Konstantinopolitanische Symbol alteriert! Photius scheute sich nicht, die Abendländer um deswillen als „Ketzer“ zu brandmarken. Persönlicher Ehrgeiz des Patriarchen, politische Streitereien um Bulgarien spielten bei diesem Trennungsschnitte sehr stark mit, und im Hintergrunde umrahmt ihn die mit der Kaiserkrönung Karls des Großen eingeleitete Entwicklung, die — so empfand Byzanz — den Bischof von Rom durch die Krönung des Franken außerhalb des Reiches und der Reichskirche gesetzt hat. Politik läßt die zerrissenen Fäden dann wieder knüpfen, wieder reißen und von neuem knüpfen; ein inneres Bedürfnis nach Union ist nicht vorhanden. 1054 legen die Legaten des Papstes Leo IX. das Exkommunikationsurteil über den Patriarchen Michael Cerularius auf dem Altare der Sophienkirche zu Konstantinopel nieder; der Patriarch antwortet mit Exkommunikation des Papstes und des ganzen Abendlandes. Die Bewegung der Kreuzzüge schuf 1204—1261 das sogenannte Lateinische Kaiserreich im Orient und entfesselte den grimmigsten, bis auf den heutigen Tag nicht vergessenen Haß der Griechen. Nur zu begreiflich! Denn in rohester und schamlosester Weise, lechzend nach Beute, haben die Lateiner damals in Konstantinopel gewütet; jetzt empfand man hier das Recht, die Abendländer „Barbaren“ zu titulieren; die Errichtung eines lateinischen Patriarchates in Konstantinopel, die Einrichtung lateinischer Hierarchie hier im Osten ließ den für Manche nur in der Idee lebenden Unterschied zwischen Osten und Westen schmerzhaft am eigenen Leibe spüren; die Zeit des lateinischen Kaisertums galt und gilt als die schlimmste Verfolgungszeit der orientalischen Kirche. Von den Unionsverhandlungen sind die bedeutendsten die des Konziles von Lyon 1274 und die zu Florenz 1439. Zu Lyon wollte der byzantinische Kaiser Michael Palaeologus und mehr noch sein Patriarch Johannes Beccus den römischen Ansprüchen weit entgegenkommen; aber der Kaiser meinte es nicht ganz ehrlich und spielte ein doppeltes Spiel, und der Patriarch wurde bald abgesetzt; 1282 erfolgte ein feierlicher Widerruf des Unionsversuches, es war fortan einem Abendländer sogar der Besuch eines griechischen Gottesdienstes untersagt. Erfolgreicher versprach die Aktion zu Florenz zu werden. Das treibende Motiv aber war nicht etwa die Religion, vielmehr wiederum die Politik, die Angst des Byzantiners vor dem Zusammenbruch seines Reiches unter dem Ansturm der Türken. Der kirchliche Führer der Union war der Erzbischof von Nizäa, Bessarion; eine starke Gegenpartei unter Leitung des Bischofs von Ephesus, Marcus Eugenicus, trat ihm entgegen. Aber sie schien unterliegen zu sollen. Am 6. Juli 1439 wurde das Unionsdekret im Dome zu Florenz proklamiert. Die Griechen konzedierten das filioque, betonten sogar seine Vernünftigkeit, versprachen aber nicht, es in ihr Symbol aufnehmen zu wollen; der Gebrauch von gesäuertem Brote beim Abendmahl im Orient, von ungesäuertem im Okzident sollte freigegeben werden; über die Stellung des Papstes wurde eine auf Schrauben gestellte Erklärung aufgesetzt. Kaiser und Papst bemühten sich um die Durchführung der Union, aber der Rückhalt im Volke fehlte völlig. Die Partei des Marcus Eugenicus gewann immer mehr an Anhang, die Vertreter der Kirche bedrohten den Kaiser, nicht mehr für ihn beten zu wollen, und die Drohung mit dem Türken fand das Echo: Lieber den Türken unter uns als die Lateiner! So blieb der gehoffte politische Erfolg aus. Konstantinopel fiel 1453, der Türke besetzte die Gebiete Ostroms, mit der Union war es aus.

Seitdem hat es Unionsversuche großen Stiles nicht mehr gegeben; der Anspruch Roms auf den Orient ist zwar der alte geblieben und muß es bleiben, solange in dem Begriff „katholische Kirche“ der Weltherrschaftsgedanke liegt. Im Orient ist seit 1453 die politische Zersplitterung immer weiter fortgeschritten, das Solidaritätsbewußtsein entsprechend geschwunden; die orientalische Kirche zerfällt in eine Anzahl von Landeskirchen, die ihren schützenden Rückhalt am Staate haben: da hat man nicht nötig, nach Rom auszuschauen. Der Patriarch von Konstantinopel, der sich als Repräsentant der gesamten orientalischen Kirchen immer noch fühlt, kann besten Falles nur im Namen seiner Diözesanen tatsächlich sprechen, hat aber mit genügend inneren eigenen Schwierigkeiten zu tun. Kirchenrechtlich faßt Rom die Orientalen gegenwärtig nicht als „Häretiker“, sondern als „Schismatiker“; eine alte Unterscheidung, die praktisch nur insofern wichtig ist, als die „Stimmung“ dem Schismatiker gegenüber freundlicher zu sein pflegt. Es heißt: „Das Schisma ist die Lostrennung von dem kirchlichen Mittelpunkte und die Konstituierung einer eigenen Kirchengemeinschaft“; hingegen „Häresie ist die wissentliche und hartnäckige Leugnung eines kirchlichen Dogmas seitens eines Getauften“; aber „in der Regel ist mit dem Schisma Häresie verknüpft“. So auch beim Orient. Die alten Patriarchalstühle des Orientes besetzt übrigens Rom noch heute, wie zur Zeit des lateinischen Kaisertums; die Inhaber residieren nur in Rom als Titularpatriarchen, nur in Jerusalem sitzt noch ein lateinischer Patriarch.

Die modernen katholischen Unionsbestrebungen knüpfen an bei den sogenannten unierten oder griechisch-katholischen Christen, d. h. Gemeinschaften, die mit Rom die Union geschlossen haben, in Jurisdiktion und Dogma sich dem römischen

kirchlichen Lehramt unterwarfen, im Ritus aber wesentliche Selbständigkeit behielten. Da aber für den orientalischen Christen der Ritus grundlegendes Religionsmerkmal ist, trägt das Christentum dieser Unierten wesentlich orientalischen Charakter. Man unterscheidet den „griechischen Ritus“ und rechnet zu ihm die Griechen in Süditalien und Sizilien, die in ihren Wurzeln bis ins Mittelalter zurückreichen; ihre gegenwärtige Rechtsstellung ruht auf päpstlichen Verfügungen von 1564 und 1742, in Rom bildet das collegium Graecum Kleriker für sie aus. Auch die sogenannten unierten Ruthenen (seit 1595) haben diesen Ritus, sowie die griechisch-katholischen Rumänen in Ungarn (seit 1690) und die unierten Bulgaren; endlich die sogenannten Melchiten (seit 1686, erneuert 1894) in Syrien und Palästina. Zum „armenischen Ritus“ gehören unierte Armenier im Orient, in Oesterreich-Ungarn und Rußland; seit 1866 residiert in Konstantinopel ein der Union zugehöriger armenischer Patriarch. Auch die in der Gelehrtenwelt wohlbekannten Mechitaristenkongregationen in Venedig und Wien sind uniert nach armenischem Ritus. Dem „koptischen Ritus“ gehören die seit 1895 einem in Kairo residierenden Patriarchen unterstellten unierten Altägypter an, dem „äthiopischen Ritus“ die unierten Abessinier (seit etwa 1840), dem „syrischen Ritus“ die katholischen Syrer (seit etwa 1830), auch unierte Jakobiten genannt, die katholischen Maroniten (seit 1182) in Aegypten und Amerika (z. B. in Boston), und die katholischen Kaldäer (seit etwa 1551). Für die verschiedenen Verwaltungsfragen in diesen unierten Kirchen besteht in Rom die congregatio pro negotiis rituum orientalium, die durch Union mit der congregatio de propaganda fide verbunden ist; eine besondere Kommission besteht pro unione ecclesiarum dissidentium, ebenfalls der congregatio de propaganda fide angegliedert. Ueber die Unionserfolge pflegt die Zeitschrift „Die katholischen Missionen“ regelmäßige Berichte zu bringen.

Von den neueren Päpsten hat namentlich Leo XIII. der Union der Orientalen lebhaftes Interesse zugewandt. Zu beachten freilich war auch die freundlich gehaltene Einladung Pius' IX. an die Orientalen zum Vatikanischen Konzil 1870. (Die holländischen Altkatholiken waren nicht gebeten!) Bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich in dem „apostolischen Brief“ Praeclara gratulationis 1894 hat Leo XIII. seinem Sehnsuchtswunsche nach Wiedervereinigung der Orientalen Ausdruck gegeben, das entsprach seiner universalen Politik:

> Uns erfreut die Erinnerung an die uralte, ruhmvolle Vergangenheit des Orients und das Ansehen von in jeder Beziehung verdienten Männern. Dort stand die Wiege des menschlichen Heiles und war der Anfang christlicher Weisheit; von dort floß ein überreicher Strom aller Wohltaten, welche wir zugleich mit dem Evangelium empfangen haben, nach dem Abendlande. . . . Und wenn wir uns dies vorstellen, kennen wir keinen sehnlicheren Wunsch, als dazu beitragen zu wollen, daß im ganzen Orient die Tüchtigkeit und Größe der Altvordern wieder auflebe.

Im Mai 1893 ließ Leo XIII. in Jerusalem einen Eucharistischen Kongreß zu einer großen Kundgebung für die Vereinigung mit den Orientalen werden; als er 1894 sich „an alle Fürsten und Völker der Erde“ wandte, traf besondere Liebe „jene Völker, welche in neuerer Zeit eine ganz ungewöhnliche Umwälzung aller Zustände und Verhältnisse von der römischen Kirche getrennt hat“, d. h. die Griechen und Russen.

2

Prinz Max zu Sachsen, Professor an der theologischen Fakultät zu Freiburg in der Schweiz, hat schon seit Längerem der orientalischen Kirchenfrage warmes Interesse zugewandt. Verschiedene Reisen haben ihn nach dem Orient geführt, er hat die Verhältnisse an Ort und Stelle studiert, seinen Studenten wiederholt, zum Teil später veröffentlichte, Vorlesungen über das Problem gehalten,*) er ist wirklich Kenner der Sache, der ihre Gegenwart und Vergangenheit beherrscht und nicht vom grünen Tisch der Dogmatik aus dekretiert. So lag es in der Natur der Dinge, daß er in die 1910 begründete, der orientalischen Kirchenfrage dienende Zeitschrift Roma e l'Oriente einen einleitenden Aufsatz schrieb, einen programmatischen Aufsatz in der ersten Nummer: Pensées sur la question de l'union des églises! Seine innersten Grundgedanken hatte der Verfasser hineingelegt. Die Nummer wurde von dem Herausgeber der Zeitschrift, Abt Arsenio Pellegrini in Grottaferata, dem Substitut des apostolischen Verwesers der Diözese Frascati, Domherr Macanti, vorschriftsmäßig zur Erteilung des Imprimatur vorgelegt und die Druckerlaubnis auch erteilt: der Artikel hat also die kirchliche Legitimation erhalten!

Kaum aber nahm die Oeffentlichkeit von ihm Kenntnis, so setzte die Agitation ein, in der üblichen Weise der Denunziation. Der Herausgeber der Zeitschrift, Pellegrini, bekam Angst und suchte in einer am 14. Dezember 1910 — etwa drei Wochen nach Erscheinen des ersten Heftes — erlassenen Erklärung alle Verantwortung von sich abzuwälzen. Die Erklärung erschien im — Osservatore Romano, dem berüchtigten Antimodernistenblatte; vermutlich liefen von hier die Fäden der Quertreibereien gegen den Artikel aus. Jetzt hieß es:

> Die Redaktion der Zeitschrift enthielt sich einer Beurteilung des Artikels und jeglicher Bemerkung, da sie sich gedeckt glaubte durch die Erklärung im Programm, wonach die Verantwortlichkeit für mit Namen gezeichnete Artikel dem Verfasser überlassen bleibt. Gleichzeitig aber bereitete sie eine Antwort und eine Widerlegung vor, welche in der folgenden Nummer veröffentlicht werden sollte.

Das mag richtig sein, aber auf alle Fälle kann die Redaktion den Artikel des Prinzen für nicht so gefährlich und gar für ketzerisch gehalten haben, als er jetzt auf einmal erschien; sonst hätte die gut katholische Zeitschrift ihn sicher nicht aufgenommen. Das gibt die Erklärung indirekt zu:

> Man dachte nicht daran und sah nicht voraus, daß viele Leser, betroffen von der Kühnheit des Artikels und von den in ihm enthaltenen geschichtlichen und doktrinären Irrtümern, zu dem Glauben oder wenigstens zu der Vermutung kommen könnten, sicher zu ihrem Aergernis, als ob die Zeitschrift diese Gedanken, Ansichten, Irrtümer zu den ihrigen gemacht hätte und teile.

Die Redaktion hat die „geschichtlichen und doktrinären Irrtümer“ ursprünglich in dem Artikel nicht gefunden — oder sollte sie ihn überhaupt nicht durchgelesen haben?! Domherr Macanti beeilte sich, im Osservatore Romano zu versichern, „in der Eile mündlich die Druckerlaubnis erteilt zu haben; er habe geglaubt, das um so mehr tun zu können, da das Heft von einer aus Basilianermönchen gebildeten Kommission gutgeheißen worden wäre.“ Derartige Redaktionsflüchtigkeiten sind möglich, wenn auch bei der ersten Nummer einer neuen Zeitschrift nicht gerade wahrscheinlich. Wie dem auch sei, dank der ergangenen Denunziation wurde der Artikel des Prinzen anrüchig. Und die gegnerische Partei arbeitete außerordentlich prompt. Zwar wurde offiziell nichts unternommen, Inquisition und Inderkongregation traten nicht in Tätigkeit (entgegenstehende Meldungen der Presse waren irrig); aber auf privatem Wege wurde Hochdruck angewandt.

Zunächst verschwand die Nummer der Zeitschrift aus der Oeffentlichkeit, die ausgegebenen Exemplare wurden eingezogen, so gründlich und rasch, daß sie überhaupt nicht über die italienische Grenze kamen, auch die sonst sehr gut bediente „Schweizerische Kirchenzeitung“ hat kein Exemplar gesehen; ehe die erstaunte nicht-römische Welt nach dem Heft fragen konnte, war es verschwunden, es ist nicht mehr möglich, es zu bekommen. Der Inkulpat, Prinz Max, übermittelte ein Ergebenheitsschreiben an die Kurie, eilte dann nach Rom; eine dreimalige Audienz wurde ihm von Pius X. bewilligt; er akzeptierte und unterzeichnete eine ihm vorgelegte Erklärung und wurde in der Abschiedsaudienz „mit dem Ausdruck väterlichen Wohlwollens“ entlassen. „Den Kardinal-Staatssekretär Merry del Val hat der Prinz nicht besucht,“ wurde ausdrücklich gemeldet. Er wird wissen, warum. Für den prinzlichen Professor, der von Anfang an gut katholisch hat denken und empfinden wollen, war dieser Weg der kürzeste und klügste. Vestigia terrent — das Schicksal Schells lauerte im Hintergrund! Der gewöhnliche Instanzengang in solchen Fällen — wie z. B. bei Schell — geht durch das bischöfliche Ordinariat; bei Prinz Max, offenbar

*) Vgl. Max, Prinz zu Sachsen: Vorlesungen über die orientalische Kirchenfrage. Freiburg i. Schw., Universitätsbuchhandlung 1907. Praelectiones de liturgiis orientalibus Bd. 1. Freiburg i. B., Herder 1908.

mit Rücksicht auf seine fürstliche Herkunft, wurde die bischöfliche Zwischeninstanz ausgeschaltet und unmittelbar mit dem Papste verhandelt. „Für Rom ist die Angelegenheit betr. den Prinzen Max von Sachsen vollständig erledigt," meldete die Kölnische Volkszeitung am 28. Dezember 1910 (Nr. 1091). Aber hätte man der Sache nicht doch eine größere Bedeutung beigemessen, so hätte Pius X. schwerlich am 26. Dezember 1910 ein Rundschreiben an sämtliche apostolische Delegaten in den orientalischen Kirchenprovinzen gerichtet, das in Nr. 3 des Osservatore Romano 1911, ebenso in Nr. 2 der Schweizerischen Kirchenzeitung lateinisch, in Nr. 14 der Kölnischen Volkszeitung deutsch veröffentlicht wurde. Es nimmt ausdrücklich auf den Fall Bezug.

Schluß folgt **Walther Köhler**

Der Sitz des Chutuktu

Reisebriefe aus Asien. Vierter Brief. Vgl. 1909, 48. 50. 1910, 1

Es war eine schier endlose Fahrt. Morgens um 7 waren wir aufgebrochen und ohne Aufenthalt den Tag hindurch unterwegs gewesen, jetzt wollte die Sonne untergehen, und noch immer kein Zeichen der Nähe von Urga. Aus den prächtig bewaldeten Bergen, die wir auf zwei Päßen mit vieler Anstrengung überstiegen hatten, waren wir in ein breites Hochtal eingemündet. Hier endlich wird der Verkehr lebhafter, Herden, Reiter, auch sogar einmal ein Wagen mit Europäern: leider konnten wir uns ihnen nicht verständlich machen, da sie weder Deutsch noch Englisch noch Französisch verstanden. Es muß aber nun doch das Ziel nahe sein. Links in den Bergen liegt ein größeres Kloster. In der Ferne tauchen Gebäude auf, die wir für Urga halten; es ist aber nur ein anderer bedeutender Klosterbezirk. Als wir an ihm vorbei sind, breitet sich im Süden vor uns eine prächtige Silhouette von Bergkämmen aus, die im Lichte der schon versunkenen Sonne eine zaubrische Schönheit entfalten, die oberen dunklen Partieen durchsichtig violett, die unteren schneebedeckten von zartestem Rosa, während westlich der Abendhimmel in reinem Goldgelb leuchtet. In diesem wie überirdischen Farbenhintergrund zeichnet sich jetzt etwas ab wie Umrisse hoher Dächer und Gebäude. Aber als wäre es eine Fata Morgana bleibt es lange in derselben Entfernung, und wir scheinen es nicht zu erreichen. Dennoch — während das Tageslicht immer tiefer hinter den Bergen hinabsinkt und die Farben schnell wechseln und verblassen — wir kommen näher, und es ist Urga.

Wir hatten an dem Abend noch allerlei Schwieriges und Peinliches durchzumachen, wovon ich hier nicht weiter reden will, bis wir einquartiert waren und nach dem recht kalten Tage im Freien wieder Ofenwärme spürten. Aber da waren wir doch! In diesem Urga, das für die Mongolen soviel bedeutet wie etwa Lhassa für Tibet, als Sitz des für hochheilig gehaltenen Oberhauptes der mongolischen Buddhisten, des sogenannten Chutuktu.

Das Gebirge, das uns in solch wunderbarer Beleuchtung erschienen war bei der Annäherung, heißt der Götterberg. Es gilt als ein heiliger Bezirk, in dem vor allem das erste buddhistische Gebot beobachtet wird, daß dort nichts Lebendiges getötet werden darf. An seinem Fuße strömt der Fluß von Urga, der Tola, hin, und an dessen Ufern liegen die zwei Paläste des Chutuktu, abgesondert von der Stadt, in jener Isolierung, die dem Uebermenschlichen gebührt. Dem Uebermenschlichen! Und doch wie menschlich, allzumenschlich erscheint er bei näherem Zusehen!

Der Chutuktu gilt als die Verkörperung eines überirdischen Wesens, das früher einmal in der Gestalt des tibetischen Gelehrten und Mönches Tharanata gelebt habe. Diese Theorie der Verkörperungen beherrscht ja den ganzen tibetischen Buddhismus, und der mongolische Buddhismus ist nichts Andres als ein Import aus Tibet. Aus der Lehre von den Bodhisattvas, götterartigen Wesen, die das Bedürfnis der Menge dem ursprünglich gott-losen Buddhismus abgezwungen hat, entsprang jene Idee, daß gewisse Bodhisattvas sich immer von neuem in bestimmten menschlichen Persönlichkeiten unter die Irdischen mischen, um ihnen das Heil, die Erlösung zu bringen. Der Chutuktu gehört zu diesen verkörperten Ueberirdischen, ein „lebender Gott", wie die Europäer in Urga ihn wohl bezeichnen. Studieren kann man an dem jetzigen Chutuktu, wie eine solche Idee, wenn sie erst einmal in den Massen Geltung gefunden hat, auch durch die flagrantesten Widersprüche und den krassesten Mißbrauch nicht ertötet werden mag.

Der Chutuktu (welcher nach Aeußerungen gut orientierter Leute ein Sohn des vorigen Dalai Lama sein soll!) ist ein Mann in den Vierzigern, nicht ohne Begabung und Interessen, aber durch Leidenschaften und Launen, zugleich auch durch üblen Einfluß von allerlei Persönlichkeiten, europäischen sowohl wie mongolischen, gründlich verdorben. Er ist von Jugend auf gewöhnt gewesen, daß er jedem Einfall die Zügel schießen lassen konnte. Durch russische Kaufleute, die seit langem in Urga wohnen, wurde er mit allerlei europäischen Erfindungen und Genüssen bekannt und gefiel sich darin, alles, was ihm als neu und merkwürdig angepriesen wurde, zu kaufen und sich damit eine Weile zu ergötzen. So kam er auch zu dem Automobil, von welchem Barzini in der Schilderung der Fahrt des Grafen Borghese berichtet. Es war aber nicht nur dergleichen kostspielige Tändelei, der er so verfiel, sondern es erwachten auch böse Leidenschaften. Dieser Mann, der eine Idealgestalt des Buddhismus sein soll, der Religion, die unter ihren elementarsten Geboten das Verbot berauschender Getränke und die Forderung absoluter Keuschheit aufstellt, ist mit der Zeit zu einem notorischen Trinker geworden und lebt ohne Scheu und Rücksicht auf seine Gläubigen mit mehreren Frauen. Zu vertuschen sind solche Dinge nicht; aber erstaunlich bleibt es, daß seine Anhänger doch Wege finden, ihr Oberhaupt reinzuwaschen, mit Sophistereien, die uns nicht der Erwähnung wert scheinen, und die dort doch stichhalten. Schwergewicht des Bestehenden! Die Existenz gar zu Vieler um ihn her, daneben ein Bedürfnis der großen Massen, das man sich fast scheut religiös zu nennen und das doch etwas von Religion in sich schließt, verlangt diesen „lebenden Gott", und so verbleibt ihm sein Glorienschein, auch wenn ihn seine Diener betrunken vom Gelage hinwegtragen müssen.

Urga ist natürlich der Zentralpunkt buddhistischer Studien und der Mönchsbildung für die ganze Mongolei. In der eigentlichen Stadt, welche Kurin (chinesisch Kulin) heißt (die Bezeichnung Urga umfaßt außer Kurin noch den Handelsplatz Maimatschin und die lange Straße, welche Kurin und Maimatschin verbindet und an der russische Wohnungen, Konsulat und Bank sich hinziehen), sind zwei große Stadtteile ganz ausschließlich den Lamas reserviert. Der eine enthält den besonderen Tempel des Chutuktu sowie eine große Zahl sonstiger Heiligtümer, während der andere, auf einer Anhöhe über der Stadt sich erhebend, der Ausbildung der Mönche dient. Das Oxford der Mongolei nannte ein Begleiter diese Stätte scherzend, oder auch das Quartier latin von Urga, könnte man sagen. Hier „studieren" die Jünger des Buddha, vor allem die Novizen, welche später einmal als Mönche aufgenommen werden wollen, aber auch ältere Lamas, die einen besonderen Grad erwerben möchten, um etwa als Aebte die Leitung eines Klosters übernehmen zu können. Der Anblick dieser mongolischen Universitätsstadt ist eigentümlich. Alles ist aus Holz gebaut. In langen schmalen Straßen ziehen sich die Wohnungen der Studenten hin, sämtlich von mehr als mannshohen Pallisaden umgeben, sodaß man beim Hindurchgehen von den Gebäuden nichts wahrnimmt und den Eindruck bekommt, als wandle man durch Gänge hin, wie sie Insekten sich in die Rinde von Bäumen graben. Tritt man durch eine Tür hinter die Pallisaden hinein, so steht man in einem kleinen Hofraum, dessen Mitte ein oder zwei Jurten, meist kultischen Zwecken dienend, einnehmen, während sich ringsherum eine Anzahl einfacher Wohnräume, Mönchszellen, erheben. Die einförmige Masse dieser Studentenbehausungen wird an einigen Stellen von breiten freien Plätzen unterbrochen. Dort sind prachtvolle Tempel errichtet und neben ihnen, was man Auditorien nennen könnten, die Räume, in denen die Mönche gemeinsam lernen und sich in ihrer Gelehrsamkeit üben.

Diese Auditorien sind in der Form mongolischer Jurten erbaut, also kuppelförmig überdachte, aus Holzgestellen und Filzüberzug hergestellte Räume, aber in ganz gewaltigen Dimensionen, sodaß sie wohl 500 und mehr Menschen fassen. Im Innern stehen Reihen niedriger Bänke, auf denen die Lernenden hocken, während sie im Chore heilige Texte rezitieren und auswendig lernen oder in den Fragen ihrer buddhistischen Scholastik geprüft werden. An einigen Stellen sind höhere Sitze errichtet für die Studienleiter. Um diese Hörsäle und die Tempel herum sieht man auf den freien Plätzen eine Menge kleiner Holzhütten, welche riesige Gebetszylinder enthalten; ferner liegen da lange Bretter auf dem Erdboden, Sprungbrettern ähnlich, welche die Lamas benutzen, um sich darauf unter Ausrufung von Gebetsformeln langhin niederzuwerfen; überall aber schleichen und rennen die Geschorenen, den Rosenkranz in den Händen, umher, vom übermütig lachenden Jungen bis zum zahnlosen gebückten Greise alle gleichermaßen eingespannt in das Joch einer aus tiefsinnigsten Gedanken und blödestem Aberglauben zusammengeschweißten Religion.

Das ist das geistliche Urga. Und daneben das weltliche. Auf der langen Straße von Maimatschin nach Kurin hin ziehen vom Morgen bis zum Abend die Karawanen, Kameel an Kameel oder Ochsenwagen an Ochsenwagen, die ganze zusammengekoppelte Linie wie Ein riesig gedehntes Tier erscheinend, das sich mühsam und bedächtig vorwärts windet. Das ist der Handel, der durch die Gobi von Peking und Kalgan hierher seinen Weg findet. In diesen Ballen, die wie automatisch immer neu von der Wüste her gleichsam ausgestoßen werden, birgt sich das unendliche Vielerlei, was nachher als Luxus oder notwendigstes Bedürfnis in den Häusern der Europäer und den Jurten der Mongolen wieder auftaucht, vom Ziegeltee bis zum Pianino oder Phonographen. Auf dem Markte von Kurin und in den daran stoßenden russischen Magazinen breitet viel davon sich zur Schau aus. Umgeben von Heerden kleiner mongolischer Ponies oder schwerschreitender Kameele sind dort die Verkaufsstände aufgerichtet, an denen zähe Chinesen oder fröhlich schwatzende Mongolinnen (denn die Frauen sind hier die arbeitsameren und erwerbenden) feil halten, was Nachfrage findet. Der Nordwestwind bläst eisig dazwischen hinein, aber diese abgehärteten Naturen hüllen sich nur etwas fester in ihre Lammpelze und lassen Schnee oder Sturm über sich ergehen, bis wieder die Sonne scheint. Sie fristen ihr armseliges Leben lachend und mit Vergnügen, und wenn ihnen das Glück über die Kargheit des Notwendigsten hinaus etwas in den Schooß wirft, dann gehen sie zum Tempel und opfern ihr Uebriges auf jenem Altare, von welchem ihr „lebender Gott“ den Becher seiner Berauschung nimmt. — —

Ich stand am Fenster der leeren, stillen Wohnung, die uns an Stelle ihres abwesenden Besitzers für ein paar Tage aufgenommen hatte, ich stand dort am Fenster in tiefer Nacht, während der Mondschein draußen durch die eisige Kälte hinflimmerte. Ueber den Götterberg ging er in weitem Bogen dahin, der „Wanderer“, wie die alten Hebräer ihn nannten, dessen Glanz die Welt so magisch verändert. Dort im Weiten nach Westen mußten die Paläste des Chutuktu in der Ebene liegen. Man sah sie aber nicht. Man sah überhaupt kaum Etwas, so hell es zu sein schien. Alles war dämmrig unklar, unfaßlich, ein geheimnisvolles Bild, das die Strahlen selbst, die es beleuchteten, zu verhüllen schienen. Und so ist auch dieses Volk, diese Volksseele. Wer beleuchtet ihr Inneres klar, wer macht ihr Empfindungsleben uns faßlich? Fast ist es, als ob jedes Licht, das wir dahinein zu tragen suchen, uns nur mehr Unverständliches, Unerkennbares sehen ließe. Dennoch können wir nicht davon lassen, hineinzuleuchten und hineinzusehen, und immer von Zeit zu Zeit ist es uns doch, als ob wir unter all dem Fremden, Unfaßlichen ein Stück von uns selbst wiederfänden, Gepräge des allgemein menschlichen Wesens im Guten wie im Schlimmen. Aber man errät es mehr, als daß man es deutlich sieht, es ist wie fremde Gegend im Mondlicht. —

Heinrich Hackmann

Karl Schönherr

Als Gerhart Hauptmann „Hanneles Himmelfahrt“ veröffentlicht hatte, ging ein Aufhorchen durch die Reihen der damaligen literarischen Kämpfer und derer, die diesen Kämpfen zusahen: der Glaube und das Wunder, sein liebstes Kind, erschienen mitten in einer naturalistischen Zeit wieder auf der Bühne, und die Kunst naturhafter Darstellung, die sich bis dahin gerade bei dem größten Naturalisten mit der blanken und düstern Gegenwart begnügt hatte, versuchte sich nun an der Gestaltung fieberischer Träume. In diese aber klang ein erstes Grüßen aus Ewigkeiten hinein. „Hannele“ folgte der „Florian Geyer“ — der religiösen Abwandlung des sozialen Mitleidsmotivs die historische, in der auch eine mystische Wurzel unverkennbar war. Damit ist Gerhart Hauptmann für sich allein einen Weg gegangen, den dann das neuere deutsche Drama überhaupt genommen hat. Instinktiv suchte es seine Vollendung im Religiösen und im Geschichtlichen, wo sie einst Shakespeare, Goethe, Schiller, Grillparzer, Hebbel, Ludwig gefunden haben, und wo auch die stärksten theatralischen Talente unserer Tage, Wildenbruch und Sudermann, ihr Dauerhaftestes schufen. Karl Hauptmanns „Moses“, „Zwischen zwei Welten“, das fast unbekannte Werk der hochbegabten Gertrud Prellwitz, Herbert Eulenbergs beste Dichtungen sind sichtbare und Weiteres verheißende innere Erfolge auf diesem Wege. Und jetzt hat uns Karl Schönherr ein Drama geschenkt, das beide Strömungen, die religiöse und die historische, in dasselbe Bett zwängt; über die Vorgänger hinaus verbindet er mit den Gaben des Dramatikers zugleich die abkürzende und rundende Kraft eines die Bühne ganz beherrschenden Theatralikers.

Karl Schönherr, der zu Axams in Tirol 1868 geboren worden ist, hat vor diesem neuesten Stück neben einigen Erzählungen sechs Dramen herausgegeben. Zwei davon, „Die Bildschnitzer“ (1900) und „Karrnerleut“ (1904), sind nur einzelne Akte mit einem dramatischen Kern, der aber Kern geblieben und aus dem die Frucht eines vollen Dramas noch nicht erwachsen ist. Starke Akte mit leidenschaftlichen Ausbrüchen, die Betonung überall da ganz echt, wo es sich um Gestalten aus dem einfachen Volk handelt, hungernde Spielzeugschnitzer in dem ersten oder Fahrende in dem zweiten Stück. Aus schwachen Naturen bricht jedesmal in einem Augenblick seelischer Bedrängnis ein starker Schlag, der sie zur Selbstentäußerung führt, in den „Bildschnitzern“ einen Liebenden zum Eingeständnis der Liebe zur Frau des schwer verletzten Freundes und diesen zum Verzicht auf die lebenrettende Operation, damit die Gesunden vereint werden; in den „Karrnerleuten“ wirft ein Knabe das Leben weg, weil er in Hungersnot sich zum Verrat eines Diebstahls des Vaters an den Gendarmen verführen ließ.

Wird hier Schwäche einmal Stärke, so zeigt Schönherr in dem „Sonnwendtag“ (1902) umgekehrt, wie übertriebene Stärke vor dem vollendeten ungewollten Erfolge rohrgleich zusammenknickt. Ein im Stillen längst den strengen Geboten seiner Kirche entfremdeter Seminarist, der nun Priester werden soll, wird von den Gesellen aus der Stadt in seinem Heimatdorf heimgesucht; durch Hohn und Pathos bringt ihn der Wildeste dahin, ohne Rücksicht auf den sehnsüchtigen Glauben seiner alten Mutter das sinnbildliche Sonnwendfeuer mit anzuzünden und seinen inneren Abfall auch nach außen zu bekennen. Von der andern Seite wirken die Vorsteher der Dorfgemeinde auf den ihnen verschuldeten Bruder des Studenten ein, sie nehmen ihm und seinem Weibe, das ein Kind unter dem Herzen trägt, Haus und Hof, indem sie dem Schuldscheine gemäß sofortige Rückzahlung der Studiengelder des jungen Stipendiaten fordern. Am Sonnwendfeuer selbst auf den Bergen kommt es zur entscheidenden Aussprache, der weiche Junge wird hin und her gezerrt, er ist schon bereit, dem flehenden Bruder zu folgen — da gelingt es der dämonischen Beredsamkeit jenes Wilden, ihn im letzten Augenblick zurückzuziehn, und der im Tiefsten, in seinem Leben getroffene Bruder schlägt den Jüngling nieder. Nun stehen beide Parteien gebrochen und zerbrochen vor dem Entsetzlichen, und nur die Zuversicht

des Weibes, das warten will und warten wird, gibt eine versöhnende Aussicht.

Die Gestalten dieses dritten Stücks waren auch noch nicht ganz voll und rund, so wenig wie die des Schauspiels „Familie“ (1905), das in manchen Zügen an Anzengrubers „Viertes Gebot“ und noch mehr an dessen Dorfromane erinnert, wie denn überhaupt diese Katastrophe mehr erzählerisch als dramatisch zugespitzt erscheint. Um so stärker ward die Charakteristik von allen Seiten in der Komödie „Erde“ (1907). Gewiß eine Komödie, aber freilich eine, in der das tiefe Grauen über die Grausamkeiten des Lebens nicht fehlt und sich mit der humoristischen Abwandlung einzelner Züge zu einer glänzenden Komposition eint. Der langsame und schwache Sohn ist unter dem alten und starken Bauernvater nicht recht zum Wirken und gar nicht zum Glück gekommen. Da der Vater auf dem Krankenbett liegt, von dem er vermutlich nie wieder aufstehen wird, nimmt der Jüngere sich sein Glück, aus dem ihm ein Kind erwachsen soll. Aber der alte, in seiner grauen Starrheit unvergeßliche Bauer Grutz, der sich schon auf der Szene, ganz behaglich fast, das Maß zum Sarge hat nehmen lassen, steht, schlotternd, sich langsam ganz ermannend, wieder auf, wir sehen, wie er die Gewichte der Wage immer höher schnellt, er wird wieder Herr, und die junge Wirtschafterin verläßt das Haus und den jungen Wirt, der glückstrahlend mit der neu gezimmerten Wiege vom Hausboden herniedersteigt. Es ist eine der wenigen wirklichen Komödien, die wir haben, ohne einen verzeichneten Zug, von stärkster Eindringlichkeit und dramatisch in jeder Szene.

Seitdem hat Schönherr eine Märchendichtung geschrieben, „Das Königreich“ (1908), ein in der Form merkwürdiges Stück: es ist in Prosa geschrieben, hat aber einen freilich nicht recht klingenden Innenreim, der in starken Szenen fast mit Regelmäßigkeit ertönt. Es gibt den Kampf zwischen unreiner Sinnenlust und reiner, von aller guten Sehnsucht erfüllter Liebe. Der Hof, den der Teufel mit einem wilden Geigenlied verhext hat, wird durch ein reines Weib und ihren begnadeten Sohn entsühnt — aber die Rache des Fürsten an dem Unheilsbringer überschreitet das Maß, und der Rache des selbst durch die Reinheit junger Seelen umgestimmten Teufels, der nun wieder ganz der Teufel wird, fällt der lichte Sproß lichter Menschen zum Opfer. Es ist die große Warnung des alten Orakels: *Μηδεν ᾽αγαν* (Nichts zu viel), die alte Weisheit der Antike: Maßhalten, die erschütternd aus diesem Drama spricht, in dem viel holder Märchenreiz neben mancher toten Stelle steht, die nicht ganz lebendig geworden ist.

Und als ob er sich in den Gefilden einer erträumten Ferne für ein Werk auf seinen alten Wegen mit ganz neuem Thema erholt hätte, bringt Schönherr nun sein Drama „Glaube und Heimat“. Die Tragödie eines Volkes nennt er sein Werk und führt uns in die österreichischen Alpenländer in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zur Zeit, da die Gegenreformation fortwirkt und wütet. Die Familie Rott ist im Stillen der neuen Lehre zugetan, verbirgt das aber vor den Nachbarn und der Obrigkeit, denn der uralte Hausvater will nicht vom Boden weichen, er will in dem Dorf sterben, wo die Rotts seit fünfhundert Jahren gesessen haben, und erst in der Todesstunde, die ihm der Bader rechtzeitig ankündigen soll, ein Bekenntnis ablegen. Schon stürmt die Wut der Zeit ins Haus, der Schwager ist ausgetrieben und darf die Frau nicht mitnehmen, die zur katholischen Mutter geht, der Englbauer will den Hof des Sandpergers kaufen, der als Protestant binnen wenigen Tagen wandern muß. Und nun tritt, ein furchtbares Bild von Blut und Schmutz, der kaiserliche Reiter ein, angeblich ein früherer Mönch, der die Ketzer vertreibt und die Bibeln aus den Häusern reißt. Die Bibel der Rotts liegt wohl verborgen unter den Steinen des Fußbodens, und eben noch haben sie darin gelesen, daß Gott ein Bekenntnis und keine Feigheit verlangt. Nun aber schicken sie den Reiter weiter; er hat sich im Hause geirrt, und erst seine Rückkehr hinter der zu Tode verwundeten, ihre Bibel tragenden Sandpergerin entreißt dem jungen Rott die Worte der Wahrheit. Den Sandperger hälts mit eisernen Klammern zurück am Heimatboden, er schwört in der letzten Sekunde ab, der Alt-Rott aber läßt sich auf den Karren packen und zieht aus dem angestammten Flecken, da der Reiter die gemordete Sandpergerin auf dem Schindanger verscharren läßt, der von nun an aller Ketzer Ruhestätte sein soll. Und auch den jungen Rott glaubt der Vollstrecker zurückzuhalten, der geliebte Sohn darf nicht mitreisen, denn unmündige Kinder läßt der Kaiser nicht aus dem Lande. Da treibt den jüngsten Rott sein überströmendes Temperament ins Wasser, aus dem er tot emporgezogen wird. Jetzt übermannt der Vater den Reiter; aber den wehrlos Hingestreckten läßt er wieder: „Nit so! Christi Gebot geht nit auf Bluet!“ Und noch im Abziehen mit der Leiche des Kindes streckt er langsam die Hand hinter sich: „Ich geh dem Evangelium Christi nach und such es; drum will ich auch tun . . . nach Gottes Worten: das heißt: Verzeih . . . deinem . . . Feind! Ist hart . . . ist eisenhart! Da . . . mein Hand! Wer . . . will, der . . . kann . . . sie . . . nehmen . . .“ Und während der Reiter nach der Hand tastet, sagt die Rottin staunend mit großen Augen: „Christoph, du bist ja völlig über ein Menschen!“ Rott aber erwidert: „So lang ich mein Inwendig (deutet auf die Brust) sauber han, tuet mich kein Reiter brechen und biegen! (Tritt marschbereit an den Karren. Ungebrochen, aufrecht.) Weib; schieb an! Wir gehn, eine neue Heimat suchen!“ Der Reiter aber sieht Rott nach, bis er verschwunden ist, stemmt dann sein Schwert auf den Boden und tritt es mit einem wilden Tritt mitten entzwei. Bricht neben dem Brunnenpfeiler zusammen.

Ein wunderbar reiches Stück, in dem kein Wort zu viel und keins zu wenig steht — das ist der erste Eindruck. Alle Menschen der einen Seite fechten den Kampf aus zwischen Glauben und Heimat, und jeder anders. Den Einen überwinden schließlich Hof und angestammte Flur, die Andern aber bleiben fest und gehen. Wie wunderbar ist da ein zerlumpter Sohn, den die Heimat immer wieder hergezogen hat und der doch als Ketzer den Stab gleich weitersetzen muß, gegenübergestellt dem uralten Vater, dem erst die drohende Schande der Verscharrung bei den Mördern das Bekenntnis des Herzens auf die Lippen treibt. Zwischen den Abziehenden waltet die gar nicht karikierte, ja, in manchem mächtige Gestalt des Englbauern, der für jedes seiner Kinder, selbst für den eben in dieser Stunde zur Welt kommenden Sohn, einen Hof der Ausgetriebenen kauft, der mitten unter dem Jammer der Verwiesenen neben dem neu erworbenen Hause ein Birnbäumchen einpflanzt, das zugleich mit dem Jungen aufwachsen soll. Ihnen allen aber steht ganz für sich die mächtigste Gestalt der Tragödie gegenüber, der Reiter des Kaisers. Er watet in Blut, aber dem Sandperger, dem armen Ratz, will er Liebes antun, so viel er kann; da der, dem er eben die Frau erschlagen, nun wieder zur alten Kirche schwört, will er Alles mit ihm teilen, nennt er ihn seinen Bruder. Und derselbe Mensch rüstet sich in derselben Sekunde, den Waldpichler, der sich im Keller eingegraben und die Türen verrammelt hat, mit Feuer und Pech auszubrennen wie höllisches Ziefer. Der ganze Flammenschein einer lodernden historischen Zeit liegt auf dieser aus mystischen Tiefen getränkten Gestalt, die das Bild der Jungfrau Maria mit der Inbrunst eines Liebenden umfängt. Vor ihr nimmt er den Helm ab: „Heilige Jungfrau! Halt deinem Kindl die Augen zue, daß es nit derschreckt (sieht leise erschauernd an sich herunter), bin um und um voll Bluet; und die Ketzerflüch fliegen um mein Schädl wie die Schwalben um den Turm! (reckt sich auf). Aber ich steh! Das Fürchten han nit glernt! Heilig Jungfrau, will dein gueter Reiter sein: nicht rasten, bis der Letzte aus dem Land.“ Wir verspüren in dieser Gestalt etwas von dem fanatischen Feuer der ersten Jesuiten, etwas von dem dämonischen Ingrimm eines Alba, wie er in der größten Szene von Wildenbruchs „Tochter des Erasmus“ lebt und bebt. Und der Schluß mit dem Zerbrechen des aufgestemmten Schwertes und dem Zusammenbruch des durch wahre christliche Menschlichkeit Ueberwundenen eröffnet einen unendlich weiten Ausblick in Tiefen und Fernen.

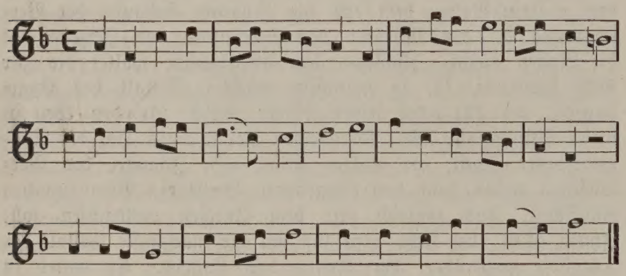
Der geschichtliche und der heimatliche Stil des Ganzen sind echt und lebensvoll. Das Beste, was uns der Naturalismus gelehrt hat, die genaue und jeder Schablone ausweichende

Beobachtung des Einzelnen, verbindet sich hier mit dem großen dramatischen Gefühl für die Einheit eines ganzen Kunstwerks. Es reizt uns, dieses Drama in Parallele zu setzen mit stofflich verwandten Dichtungen. Jakob Julius David hat ein Drama „Hagars Sohn" aus der verwandten Zeit des oberösterreichischen Bauernaufstandes geschrieben; der ausgezeichnete Erzähler drang aber nicht zur wirklich dramatischen Fassung vor. Von August Sperl besitzen wir den schönen Roman „Hans Georg Portner", in dem verwandte Konflikte mit viel Humor und viel gesammelter Kraft ausgefochten werden. Am stärksten aber geht uns die Erinnerung nach an ein anderes Meisterwerk aus Oesterreich, das auch aus katholischer Feder stammt, an „Jesse und Maria" von Enrica von Handel-Mazzetti. Auch hier wird bis zum Letzten in immer neuer Verinnerlichung gekämpft, während schwere Geschicke einer äußerlich unbeherrschten Zeit hineinschlagen. Und auch hier wächst der religiöse Konflikt aus Herzenstiefen, die das letzte Gefühl der Kämpfer auf beiden Seiten in sich zu ziehen und dann aus sich heraus wiederzugeben wissen. Tirol, das uns in Hans von Hoffensthal jüngst eine starke Hoffnung für unsern Roman beschert hat, hat uns in diesem Karl Schönherr, der wie jener seines Zeichens Arzt ist, einen dramatischen Dichter geschenkt, der mit „Glaube und Heimat" eine bei den Zeitgenossen einstweilen unvergleichliche Höhe des historischen und religiösen Dramas erreicht hat.

Heinrich Spiero

Verschiedenes

Fröhlich soll mein Herze springen. Zu der Weihnachtsmelodie, die wir in Nr. 51 v. J. unsern Lesern dargeboten haben, sind uns viele freundliche und dankenswerte Mitteilungen zugegangen. Die Melodie stammt aus Freylinghausens Gesangbuch, Halle 1704, wo sie sich in folgender leicht abweichender Form findet:



Vgl. Johannes Zahn, Die Melodien der deutschen evangelischen Kirchenlieder aus den Quellen geschöpft, Band 4 Nr. 6483. (Gütersloh, Bertelsmann 1891. In diesem Werke wird man in den meisten Fällen sicheren Bescheid bekommen über die Herkunft unbekannterer Melodien.) In Freylinghausens Gesangbuch ist die Melodie bereits dem Liede „Fröhlich soll mein Herze springen" zugewiesen; sonst führt sie, wo sie gebräuchlich ist, meist den Namen „Jesu, Trost der armen Seelen". Vom Gebrauch der Melodie wird uns berichtet vornehmlich aus Hannover, aber auch aus der Schweiz, aus Ostpreußen und aus der Brüdergemeine. Einem Mitgliede der Brüdergemeine verdanken wir die Nachricht, daß in dem dort verbreiteten Choralbuch von Lonas als Komponist angegeben steht J. R. Ahle (1625—73). R

Noris. Jahrbuch für protestantische Kultur 1911. Herausgegeben von Dr. Hans Pöhlmann. Nürnberg, Friedrich Kornsche Buchhandlung 1911. 123 S. 2 Mk.

Noris liegt nunmehr im vierten Jahrgang vor, ein Zeichen, daß sich das Unternehmen tapfer behauptet. Ich beglückwünsche den eifrigen und zukunftsfrohen Herausgeber zu diesem Gelingen. Unter den Mitarbeitern begegnet uns Rudolf Eucken. In einleitenden Worten würdigt oder vielmehr kritisiert er „die pantheistischen Strömungen der Gegenwart". Der Pantheismus, streng von der Richtung zur Immanenz zu unterscheiden, ist ihm ein innerer Widerspruch: entweder setze er den Theismus voraus oder sei er ein verschämter Atheismus. — Professor Hunzinger-Erlangen schreibt in einem längeren Aufsatze „zur theologisch-kirchlichen Lage der Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung der bayrischen Verhältnisse". Auf bayrische Verhältnisse wird freilich mit keinem Wort Bezug genommen. Vielleicht soll sich dieser Zusatz nur auf die Hunzingers Ausführungen einleitenden Worte Fikenschers beziehen. Hunzinger spricht von der Not der Kirche. Diese Not ist ihm wesentlich die dogmatische Not. Die Dogmatik ist aus ihrer zentralen Stellung gedrängt worden. Auf der einen Seite droht der Historismus in der Theologie: so bedeutet Harnacks Versuch, auf geschichtlichem Wege das Wesen des Christentums und die Wahrheitsgeschichte desselben zu bestimmen, eine Umwertung der dogmatischen Aufgabe. Auf der andern Seite führt die religionsgeschichtliche Schule geradezu zu einer Entdogmatisierung des Christentums. Gegenüber der von rein wissenschaftlich-kritischen Interessen aus vollzogenen, immer größeren Reduktion an der christlichen Glaubenswahrheit helfen keine lehrdisziplinarischen Maßregeln, sondern nur eine Regeneration der Theologie, zumal der Dogmatik. Zu einer solchen soll einerseits eine stärkere pastorale Mitarbeit an der Theologie dienen, denn nur aus dem Leben der Kirche heraus gewinnt der Dogmatiker den Maßstab für das Unvergängliche und Bleibende, für das Unaufgebbare am Glauben; anderseits nur eine entschlossene, gründliche und gewissenhafte Synthese von Kirche und Wissenschaft: wir wollen die Wissenschaft unserer Zeit in vollem Maße auf uns wirken lassen, aber wir verlieren uns darum nicht an sie. Die Auseinandersetzung mit diesen Ausführungen Hunzingers, z. B. mit der quantitativen Fassung des Glaubensbegriffes (Hunzinger spricht von Reduktion der Glaubenswahrheiten), mit dem Vorschlag der pastoralen Mitarbeit (wie sollen wir uns diese vorstellen?) oder mit der Frage, ob die Not der Kirche nicht noch in anderen Dingen besteht, als in der Verdrängung der Dogmatik aus ihrer zentralen Stellung, würde einen selbständigen Artikel beanspruchen. Hier beschränke ich mich darauf, einige Gedanken herauszugreifen, die als Aeußerungen eines rechtsstehenden Theologen wertvoll sind. „Der massive Supranaturalismus mit seinem die physische und psychische Gesetzmäßigkeit durchbrechenden Wunderbegriff hat seine Zeit erfüllt." (S. 26 f.) „Auch die konservativsten Theologen müssen in Bezug auf die Bekenntnisverpflichtung einen Spielraum beanspruchen um der zeitgeschichtlichen Bestandteile der Bekenntnisse willen." (S. 13.) „Es ist nicht zu leugnen, daß die zahlreichen Neugläubigen und damit ein großer Prozentsatz der Gebildetsten unserer Gemeinde nur noch durch ihre liberalen Geistlichen im Zusammenhang mit der Kirche und dem Kultus gehalten werden." (S. 14.) Der letzte Satz enthält ein äußerst wertvolles Zugeständnis an die liberale Theologie: von orthodoxer Seite wird festgestellt, daß die Arbeit der liberalen Pfarrer kirchenerhaltend wirkt. Bedauerlich bleibt freilich, daß Hunzinger nicht daraus die Konsequenz zieht, die liberale Richtung als vollberechtigt innerhalb der Kirche anzuerkennen. — Seltsam mutet es an, wenn nach der Klage über das Vordringen des Historismus, als dessen Vertreter Harnack erscheint, nun der Herausgeber selber das Wort ergreift, um ein begeistertes Bekenntnis über Harnacks Bedeutung für die protestantische Kultur abzulegen. Die Frage des Historismus spielt auch in Rektor Lemberts Artikel über A. Drews und die geschichtliche Religion. Die großen Ideen der christlichen Religion sind unlösbar mit der geschichtlichen Person Jesu verknüpft, aber das Gewand, in das sie sich kleiden, ist veränderlich; darauf beruht ihre Beweglichkeit. Was weiterhin Amtsrichter G. Vocke über Friedrich Naumann und das religiöse Problem schreibt, scheint mir Naumann nicht völlig gerecht zu werden. Vocke sieht den Schlüssel zu Naumanns Geistesleben in der „Naturwissenschaft". Das ist doch schief ausgedrückt. Glücklicher wäre schon eine Formulierung, die von naturwissenschaftlicher Denkweise, von ausgeprägtem Wirklichkeitssinn spräche. Und wenn ich vor dem „großen naturalistischen Künstler Naumann" warnen will, darf ich mich nicht auf einen einzelnen Aufsatz von ihm oder gar einen Satz daraus beschränken, sondern muß seine gesamte schriftstellerische Leistung heranziehen. — Für eine „innere Reform des Religionsunterrichtes" wirbt Schulinspektor F. Bruch und begründet seine Forderungen in ruhigem, vornehmem Tone mit feinem pädagogischem Verständnis und mit religiöser Wärme. — Wer auf dem Gebiete der Religionspsychologie noch völlig Neuling ist, empfängt durch W. Stählin Aufschluß über Zweck, Methode und Aussichten der jungen Wissenschaft. — Den übrigen Inhalt bilden eine begeisterte Würdigung des Berliner Kongresses durch den Herausgeber, ein Lebensbild des hugenottischen Edelmannes Du Plessis-Mornay von Pfarrer Dr. G. Sodeur, höchst interessante Auszüge aus ungedruckten Briefen J. C. K. Hofmanns (nur eine Stelle daraus: „Aus meiner Vorlesung über Ethik steht in Luthardts Vorträgen so viel, daß ich nicht nötig habe, dasselbe noch einmal selbst drucken zu lassen"), eine unmittelbar empfundene Dichtung von Olga Pöhlmann: Vision, und endlich die Chronik, besonders wertvoll durch eine Anzahl den Bezzelschen Erlaß betreffender Dokumente. Hans Weichelt

Kleine Mitteilungen. Es ist nach der „berühmten Stelle der Praktischen Vernunft" gefragt worden, die Herr Professor Häring in Nr. 1 Sp. 9 erwähnt hat. Sie findet sich bei Kant in der „Kritik der praktischen Vernunft" 1. Teil 2. Buch 9. Hauptstück, S. 176 der Reclamschen Ausgabe, und lautet: „Statt des Streits, den jetzt die moralische Gesinnung mit den Neigungen zu führen hat, in welchem, nach einigen Niederlagen, doch allmählich moralische Stärke der Seele zu erwerben ist, würden Gott und Ewigkeit, mit ihrer furchtbaren Majestät,*) uns unablässig vor Augen liegen, (denn, was wir vollkommen beweisen können, gilt in Ansehung der Gewißheit, uns so viel, als wovon wir uns durch den Augenschein versichern). Die Uebertretung des Gesetzes würde freilich vermieden, das Gebotene getan werden; weil aber die Gesinnung, aus welcher Handlungen geschehen sollen, durch kein Gebot mit eingeflößt werden kann, der Stachel der Tätigkeit hier aber sogleich bei Hand und äußerlich ist, die Vernunft also sich nicht allererst empor arbeiten darf, um Kraft zum Widerstande gegen Neigungen durch lebendige Vorstellung der Würde des Gesetzes zu sammeln, so würden die mehresten gesetzmäßigen

*) Alle Sperrungen schon in der Vorlage.

Handlungen aus Furcht, nur wenige aus Hoffnung und gar keine aus Pflicht geschehen, ein moralischer Wert der Handlungen aber, worauf doch allein der Wert der Person, und selbst der der Welt in den Augen der höchsten Weisheit, ankommt, würde gar nicht existieren. Das Verhalten der Menschen, so lange ihre Natur, wie sie jetzt ist, bliebe, würde also in einen bloßen Mechanismus verwandelt werden, wo, wie im Marionettenspiel, alles gut gestikulieren, aber in den Figuren doch kein Leben anzutreffen sein würde. Nun, da es mit uns ganz anders beschaffen ist, da wir, mit aller Anstrengung unserer Vernunft, nur eine sehr dunkele und zweideutige Aussicht in die Zukunft haben, der Weltregierer uns sein Dasein und seine Herrlichkeit nur mutmaßen, nicht erblicken oder klar beweisen läßt. . . , so kann wahrhafte sittliche, dem Gesetze unmittelbar geweihte Gesinnung stattfinden. . . ."

Leider ist in dem Artikel Glaube und Heimat in voriger Nummer eine Reihe von Druckfehlern stehn geblieben. Man lese freundlichst Sp. 58 Mitte: Gindely, Z. 7 v. u. in statt von, Sp. 59 Z. 5 Schwör, ebenda Mitte Verführer statt Wortführer, Sp. 60 Z. 7 an statt in, Z. 26 zündeln statt zündeten.

Fortsetzung des Aufsatzes über die altchristliche Kirche in Nordafrika folgt in nächster Nummer.

Reinhold Seeberg hat in Nr. 1 der Reformation einen Neujahrsartikel veröffentlicht, in dem er unter Anderm Folgendes sagt: „Im ganzen herrscht heute eine merkwürdig trübe und gedrückte Stimmung in der Kirche und der Theologie. Es will nichts Neues aufkommen. . . . Immer gereizter und verbitterter stehen die »Richtungen« einander gegenüber. . . . Man schließt sich immer konsequenter wider einander ab, man will nichts hören und nichts lernen von denen, die einer anderen »Partei« oder »Schule« angehören. Und der Kampf ist dann kein großes Gefecht mit edlen Waffen, kein heiliger Krieg um die Prinzipien, sondern ein Gemenge von kleinlichen Prioritätsstreitigkeiten, stolzem Rühmen der eigenen Gruppe und ihrer Führer und häßlicher Herabsetzung der Gegner und ihrer Arbeit. . . . Und dabei ist es richtig, was immer wieder gesagt wird, daß durch unser Volk wieder ein großes Suchen und Ringen nach der Religion geht. . . Ich glaube, wir müssen praktischer werden in der Kirche. Wir haben zuviel Theologie, zuviel theoretisches Raffinement, zuviel apologetische Kunst, zuviel Kirchenpolitik im Leben der Kirche. . . . In einer Zeit unendlicher psychologischer Differenzierungen, unsäglich komplizierter Denk- und Lebensformen, da ist im Innersten immer das Bedürfnis rege nach einfacher, klarer, schlichter und starker Wahrheit. Man braucht die einheitliche Kraft geistiger Autorität, man bedarf starker, eindeutiger Impulse. . . . In solcher Zeit gerade brauchen wir das Evangelium ohne alle theologische Interpretation, einfach und eindeutig. . . . Es ist eine große, geistige Autorität, die die Seele unterwirft und sie dadurch frei und gesund macht. Um diese innere Unterwerfung durch die Herrschaft Gottes handelt es sich. . . . Wir wollen das Leben nicht in unsere Formeln zwängen und wir wollen darum gern auch andere Formeln tragen. Könnten wir uns doch wenigstens hierin einigen und verständigen! Nur Eins müssen wir dabei verlangen: daß die Formeln den Weg zur Realität des Lebens Niemandem verlegen. An der Wirklichkeit der Religion und an der Kraft himmlischen Lebens wollen wir uns orientieren, nicht an der Absicht, die »Orthodoxie« zu zerstören oder den »Liberalismus« zu widerlegen. . . . Wer die Unzufriedenheit und Verdrossenheit kennt, die wir in der Kirche haben, wer eine Ahnung davon hat, wie vieles aus Bequemlichkeit oder Mangel an Mut ungesagt bleibt und doch still schwält und dampft, der möchte fast wünschen, wir hätten mehr klare Kämpfe und kräftige Angriffe. . . Sollte es wirklich unmöglich sein, auf allen Seiten zu verstehen, daß es sich um eine heilige Sache handelt und daß für sie nur heilige Waffen in Betracht kommen dürfen — und auch demgemäß zu handeln?" Vortrefflich. Abgesehen von der Schilderung im Anfang, die uns zum Teil fremd ist, können wir nur beistimmen.

Wie die Christliche Freiheit Nr. 4 meldet, ist gegen Pfarrer Jatho in Köln das „Ermittelungsverfahren" vom Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin eingeleitet worden. Von dem Ergebnis dieser Untersuchung wird es also abhängen, ob Pfarrer Jatho als Erster wegen Irrlehre vor das Spruchkollegium der preußischen Landeskirche kommt. Vgl. über das Irrlehregesetz 1909 Nr. 48 (Scholz), 49 (Rade), 51 (Foerster), auch 1910 Nr. 16 (Foerster). Es ist eine ernste Sache um die erste Anwendung dieses Gesetzes. Wir wissen nicht, worauf die Einleitung des Vorverfahrens sich gründet. Schwerlich auf Unzufriedenheit der eignen Gemeinde mit ihrem Pfarrer. Denn die Christliche Freiheit bezeugt diesem nicht ohne Grund eine „jahrzehntelange segensreiche Tätigkeit" als „einwandfreier, allgemein anerkannter treuer Seelsorger." Handelt es sich also um Durchführung des Lehrgesetzes in der Landeskirche? Nun, man wird ja sehen.

Dieselbe Nummer der Christlichen Freiheit führt ein Beiblatt mit sich, Konfirmation betitelt. Es behandelt die Frage, die vielleicht für unser kirchliches Leben, zum wenigsteus in den Städten, die brennendste ist, zugleich auch diejenige, worüber Männer und Frauen aller Richtungen, die mit Ernst Christen sein wollen, am einigsten sind. Selbstverständlich im Sinne einer Entlastung der Konfirmationsfeier von jedem Bekenntniszwang für die Kinder. Das Blatt ist, wie wir annehmen, bei der Universitäts-Buchdruckerei Carl Georgi in Bonn zu heben. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöser Diskussionsabend. Donnerstag 16. Februar 8 Uhr Kriegsakademie Dorotheenstraße 58/59: Der absolute Charakter der christlichen Religion. Professor D. Kaftan.

Cassel. Dienstag 7. Februar 8½ Uhr im Evangelischen Vereinshause: Der rechte Gebrauch der Bibel. Pfarrer Stein.

Dresden. Mittwoch **1. Februar, nicht 25. Januar** 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Monismus und Christentum. Mensing.

Frankfurt a. M. Dienstag 7. Februar 8½ Uhr im Kaufmännischen Vereinshause: Kann Luthers Glaube noch unser Glaube sein?

Görlitz. Donnerstag 2. Februar 8 Uhr im unteren Konfirmandensaale der Oberkirche: Der Gottesbegriff des israelitischen Prophetismus. Pastor Bornkamm.

Halle a. S. Mittwoch 8. Februar 3 Uhr im Evangelischen Vereinshause: Wie ist Paulus der Gegenwart in Predigt und Unterricht nahe zu bringen?

Marburg. Mittwoch 15. Februar 8½ Uhr im Ritter: Ibsen und das Christentum.

Nordhausen. Mittwoch 15. Februar 3 Uhr in der Hoffnung: Diesseits und Jenseits bei Jesus. Superintendent Gallwitz.

Stuttgart. Montag 30. Januar 8 Uhr im großen Saal der Bürgergesellschaft Langestr. 4b: Jesus im Leben der Christenheit. Hofprediger Dr. Hoffmann-Stuttgart.

Wernigerode. Donnerstag 2. Februar 8 Uhr im Hotel Monopol: Zweck und Sinn unserer Zusammenkünfte. Prof. Dr. Schwartzkopff. — Zur kirchlichen Reform. Pfarrer Wirth.

Wernigerode a. Harz. Zwecks engeren Zusammenschlusses der Leser der „Christlichen Welt" wird zu einer Zusammenkunft am Donnerstag den 2. Februar abends 8 Uhr im Hotel Monopol eingeladen.

Versammlungskalender

18. 19. April	Freunde der Christlichen Welt Basel
6.— 8. Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß Danzig
2.— 4. Oktober	Freunde der Christlichen Welt Goslar
5.— 8. „	Evangelischer Bund Dortmund

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr. Tübingen

Nr. 1. Oktober bis Dezember 1910 — Die deutschen evangelisch-theologischen Fakultäten 1909 und 1910 — Gemeinschaftsbewegung, September 1909 bis September 1910 — Verschiedenes: Der Buddhismus in Europa; Preußische Irrenanstalten

Nr. 2. Kongreß der anglikanischen Kirche — Landessynode von Sachsen-Weimar — Gemeinschaftsbewegung, September 1909 bis September 1910 (Fortsetzung) — Verschiedenes: Soziale Tätigkeit der Heilsarmee in Deutschland; Deutsches evangelisches Institut für Altertumswissenschaft des heiligen Landes; Zunahme des theologischen Studiums

Nr. 3. Gemeinschaftsbewegung. September 1909 bis September 1910 (Fortsetzung) — Die wirtschaftlichen Vorrechte der Religionsgesellschaften in Preußen — Verschiedenes: Ultramontane Kinderpredigt; Universitäts-Statistik; Moderne Theologie in Bayern; Christus und Paul Ehrlich; Römischer Paganismus; Der Islam in Japan

Preußische Kirchenzeitung
Verlag von Arthur Glaue
Berlin

Nr. 3. Selbsttätige Gemeinden! Grenzen und Recht dieser Forderung. (Schluß) — Die Kreissynode Friedrich-Werder II — Aus Preußen: Zur Berufung Harnacks ins Spruchkollegium; Das Bekenntnis der Kirche; Der religiöse Bund zur Veredelung des christlichen Parteilebens — Aus anderen deutschen Landeskirchen: Aus Hamburg; Aus Baden; Aus der württembergischen Landeskirche — Mancherlei

Nr. 4. Die Krisis des Christentums in der Gegenwart — Berliner religiöser Diskussionsabend — Verständigungsbund zur Veredelung des kirchlichen Parteilebens — Aus Preußen: Von der Evangelischen Vereinigung; Zur Berufung Harnacks ins Spruchkollegium — Aus anderen deutschen Landeskirchen: Aus Braunschweig — Missions- und Auslandsdiaspora: Die Missionskonferenz in Halle a. S. — Mancherlei

Evangelisch-Sozial
Verlag Arthur Glaue
Berlin W. 8

Nr. 1. Totenschau — W. Schneemelcher: In memoriam M. A. Nobbe. — H. v. Soden: Moritz August Nobbe — G. v. Rohden: Ehe und freie Liebe (Schluß) — Ernst Lehmann: Soziale Volkserziehung I. — Kirche und Wirtschaftsleben in England: Ein Brief des Bischofs von Birmingham — Bücherschau: Religion und Sozialismus — Nachrichten

Ihre Verlobung zeigen an

Martha Schoppe

Paul Röthig
Gymnasiallehrer

Dresden

Für einen mutterlosen Haushalt hier (Frau geisteskrank, Mann Ingenieur, Norddeutscher) mit 4 Kindern von 9 bis ¾ Jahren suche ich ein frisches, nicht zu junges **Fräulein** (event. Witwe) bei bescheidenen Ansprüchen, das mit einem jüngeren Dienstmädchen alle Arbeit tut. Anerbieten und Referenzen, womöglich auch Photographie an Frau **Stadtpfarrer Voelter, Schramberg im Schwarzwald.**

Tüchtige evangelische Lehrerin in ein vornehmes Haus gesucht zu 9 und 7 jährigem Mädchen und 6 jährigem Knaben für **1. April 1911.** Bedingungen nach Uebereinkunft. Meldungen mit Zeugnisabschriften an **Frau Rittergutsbesitzer Hanna Schaeffer** auf **Florsdorf, Kreis Görlitz,** erbeten. Nähere Auskunft durch **Pfarrer V. Rudolph** in **Langenöls,** Bez. Liegnitz.

Suche etwa zum 1. April Stelle als **Hausdame** in frauenlosem Haushalte. Ich bin Pastorentochter, 48 Jahre alt, bin gern selbst tätig, habe einige Erfahrung im Haushalte und hoffe in ein Haus zu kommen, in welchem eine milde, freundliche Gesinnung herrscht. Offerten erbitte unter **A. G.** durch die Geschäftsstelle der Christlichen Welt.

Cand. theol.
als Oberhelfer hiesiger Diakonenschule gesucht.
Superintendent **Berenbruch** zu **Wolf a. d. Mosel**

Fr. Rittelmeyer, Nietzsche und die Religion, 2. Aufl. (2.50 Mk. geb.) Der **Pfarrer** 2. Aufl. (2,50 Mk. geb.), **Tolstois** relig. Botschaft (2,70 Mk. geb.), **Geyer-Rittelmeyer, Gott und die Seele,** 8 Aufl. (7,50 Mk. geb.), **Leben aus Gott** (7,50 Mk. geb.) empfiehlt **Heinrich Kerler,** Verlags-Conto, **Ulm.**

Im Verlage von **W. Fritzsche, Swinemünde** erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Bilder aus der Geschichte der evangelischen Kirchen und der Insel Usedom
von **Robert Burkhardt**
mit zahlreichen Abbildungen
Preis 1,50 Mk.

Benzingers Lichtbilder

mit Text namhafter Autoren

Luthers Leben (Pastor D. **Buchwald**) — **Bilder aus der Reformationsgeschichte** (Kons.-Rat **Hermens**) — **Zeppelin** Dr. **Eckener**-Friedrichshafen) — **Entwicklung des Flugwesens** (Hptm. a. d. **Hildebrandt**) — **Luftschiffe und Flugmaschinen** (Reall. **Dambach**) — **Deutsche Kämpfe in Südwest** (Generalleutn. **v. Dincklage**) — **Bilder zur Alkoholfrage** (im Auftr. des W. Landesv. d. Ver. g. Mißbrauch g. G. hsg. v. Prof. **v. Grützner**) — **Mission in d. Kolonien** (Pastor D. **Paul**) — **Im alten Aegypten** (Dr. **Rösch**) — **Aus der Franzosenzeit 1806—15** (Reall. **Dambach**)

Th. Benzinger, Stuttgart, Augustenstr. 15

Jüngerer evangelischer **Theologe,** verheiratet, künstlerisch veranlagt, musikalisch und literarisch gebildet, möchte aus inneren Gründen das Pfarramt niederlegen und sucht **Lebensstellung,** in der er seine Gaben verwerten könnte, ev. auch als **Redakteur** oder **Lehrer** an **Privatschule.** Beste Empfehlungen. Angebote unter **D. H.** an die Expedition.

DIE BLAUEN BÜCHER

des Verlages KARL ROBERT Langewiesche in Düsseldorf suchen ihre Freunde unter den ernsten Männern und Frauen aller Richtungen, Parteien und Konfessionen unserer deutschen Gegenwart.

je Eine Mark 80 Pf

in den guten Buchhandlungen gern **zur Ansicht!**

Damenpension für Reisende bei deutschen Schwestern des evangelischen Diakonievereins **Genua** Spianata Castelletto 20 A int. 2. Da Portier nicht an der Bahn, genaue Adresse merken. Abholung auf Wunsch.

Venedig **Christl. Hospiz Campo S. Angelo** Pension 5—6 Lire.

Gloeckner & Niemann

Akademische Buchhandlung

Halle-S. Alte Promenade 7

besorgt zuverlässig und schnell **jede gute Literatur** sowie **alle Bilder** und **Rahmungen.** Kataloge und literar. Auskünfte umsonst.

Billige Papiere

500 Bogen Conzeptpapier	2.— M.
500 „ Canzleipapier, hlzfr.	3.— „
500 Stück Dienstcouverts	1.50 „
500 Bogen Billetpapier „Rose“	1.25 „
500 Stck. Billetcouverts, blau gef.	1.50 „
100 „ Correspondenzkarten	.30 „

J. Lissner, Breslau

Nikolaistr. Nr. 19

Theologische Literaturzeitung

Herausgegeben von **Harnack, Schuster, Titius**

Verlag: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig

36. Jahrgang. Jährlich 26 Nummern. 18 Mark

Nr. 1. Goldziher, Vorlesungen über den Islam (Horten) — Gesenius, Hebräisches und aramäisches Handwörterbuch über das Alte Testament (Rahlfs) — Müller, Studien zum Text der Psalmen (Beer) — v. Soden, Die Schriften des Neuen Testaments (Bousset) — Bauer, Vom Griechentum zum Christentum (P. Wendland) — Rösch, Bruchstücke des 1. Clemensbr. (C. Schmidt) — Schermann, Der liturgische Papyrus von Dêr-Balyzeh (Drews) — Zehetbauer, Das Kirchenrecht bei Bonifatius (Werminghoff) — Eckhof, De Questierders van den Aflaat in de noordelijke Nederlanden (W. Köhler) — Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation (Schornbaum) — Tschackert, Die Entstehung der lutherischen und der reformierten Kirchenlehre (O. Ritschl) — Sell, Christentum und Weltgeschichte seit der Reformation (Stephan) — de le Roi, Neujüdische Stimmen über Jesum Christum, gesammelt (Fiebig) — Monod, Le problème de Dieu et la théologie chrétienne depuis la Réforme (Lobstein) — Jordan, Comparative Religion (Scholz) — Walther, Vernünftiges Christentum (Knoke) — Ludwig, Weibliche Kleriker in der altchristlichen und mittelalterlichen Kirche (v. d. Goltz) — Richter, Briefe über Synodaldiakonie (v. d. Goltz) — Dorfmann, Ausgestaltung der Pastoraltheologie zur Universitätsdisziplin (E. Chr. Achelis) — Referate: Weinel, Gleichnisse Jesu. Mayer, Bistum Chur. Neunter Jahresbericht der Gutenberg-Gesellschaft. Praktische Fragen des modernen Christentums — Mitteilungen: (1) Ein neuer Pergamentkodex der Evangelien. (2) Feuchtwang, Das Wasseropfer. (3) Zeitschrift für Missionswissenschaft. (4) Teyler'sche Theologische Gesellschaft, Preisaufgaben — Wichtige Rezensionen — Neueste Literatur

Soeben erschien in zweiter Auflage, Stoff für **evangelische Familienabende** bietend:

Sieben Jahre in Steiermark

Bilder aus der **evangelischen Bewegung** von Pastor Ilgenstein in Berlin

Verlag Arwed Strauch in Leipzig. 50 Pfennig

Der Reinertrag ist für das zu gründende evangelische Kinderheim in Fürstenfeld, der steirischen Gustav-Adolf-Gemeinde, bestimmt.

Lic. O. Pfennigsdorf-Dessau schreibt darüber: Das Büchlein hat mich aufs höchste gefesselt und erquickt.

Pastor Zauleck-Bremen: Das Büchlein ist so lebendig, so warm, so anschaulich geschrieben, daß man beim Lesen kaum wieder davon loskommt, bis man am Schluß angelangt ist. Frühlingsfrisch ist das kleine Werk und wirkt belebend auf unsern Glauben und auf unsere Hoffnung für den Sieg des Evangeliums. Wer Liebe und Verständnis für die evangelische Bewegung in Oesterreich wecken und fördern will, der verbreite dies Büchlein oder lese es in Vereinen und Familienabenden vor. Es wird überall Freude bereiten.

Warm empfohlen wird das Büchlein auch von Kirchenrat D. F. Meyer-Zwickau; von Pfarrer D. Buchwald-Leipzig, dem bekannten Lutherforscher; von Pfarrer D. Rühling-Leipzig; von P. Braunschweig-Leipzig, dem Generalsekretär der Gustav-Adolf-Stiftung; von Pfarrer Fliedner-Kaiserswerth u. A.

Gotha, Pensionat von A. und E. Müller, geprüften Schulvorsteherinnen

Eigene Villa mit großem Garten; sorgfältige Erziehung und Gesundheitspflege (Waldausflüge, kalisth. Turnen, Gartenarbeit), individuelle Behandlung, vortrefflicher Unterricht von akademisch gebildeten Lehrkräften; geprüfte Französin, Lehrerin und Engländerin im Hause. Preis 1400 Mk. Vorzügliche Referenzen. Näheres durch Prospekte.

Dieses Bild zeigt - in genauen Maßen - die enorme Umsatzsteigerung von **PALMIN** (Pflanzenfett) und **PALMONA** (Pflanzen-Butter-Margarine) in Deutschland innerhalb der letzten 7 Jahre. - Ein stärkerer Beweis für das Bedürfnis nach **PALMIN** und **PALMONA** und für die Beliebtheit unserer Produkte ist kaum denkbar.

H. SCHLINCK & CIE., A.-G.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine literarische Beilage von der Verlagsbuchhandlung H. Haessel in Leipzig (Adolf Frey, Heinrich Manesses Abenteuer und Schicksale)